Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1865.

Druck von Aug. Wörner, verm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

K





I.

Am ersten Mai des Jahres 18— war der Himmel klar, die Luft mild und voll Sonnenschein. Alles versprach die Feier von Sommers Ankunft heiter und belebt zu machen. In allen Wirthshäusern und an ähnlichen Orten in der Nachbarschaft der Hauptstadt machte man sich auf zahlreichen Besuch gefaßt. Der Thiergarten nahm schon am Vormittag ein geputztes und schmuckes Aussehen an.

Haufen von Wanderern zogen zur Stadt hinaus, um das schöne Wetter zu genießen. Alle Gesichter zeigten sich lächelnd und vergnügt. Es war als ob die Maisonne die Sorgen verjagt und die Freude ins Dasein gerufen hätte. Man verfolgte, so schien es, nur einen Zweck, nämlich sich den Tag auf die angenehmste Weise zu vertreiben.

Unter den Spaziergängern, welche sich ins Feld hinaus begaben, sah man jedoch zwei Personen, die sich eher hier eingefunden haben mochten, um ungestört mit einander sprechen zu können, als um der Schönheit des Tages sich zu erfreuen.

Der eine war ein elegant gekleideter Mann, klein von Wuchs, fein gebaut, mit einem kugelrunden Kopf, üppigem, blondem Haar und ziemlich schönen Gesichtszügen, obwohl der Ausdruck in den bläulichgrauen Augen an die Katze erinnerte. Der starke Backenbart und das sauber rasirte Kinn gaben seiner Physionomie Etwas von einem Seemann, wiewohl auf der andern Seite die schmächtige Gestalt und die elegante Haltung gegen eine solche Annahme Widerspruch einlegten.

Man wäre in Verlegenheit gerathen, wenn man von seinem äußern Menschen auf seinen Beruf hätte schließen wollen; denn war er kein Seefahrer, so vermochte man andern Vermuthungen nicht wohl Raum zu geben. — Kaufmann? Nein, Beamter? Noch weniger. Militär? Unmöglich. Kapitalist, Handwerker, Oekonom, Fabrikbesitzer? Ganz und gar nicht. Schauspieler, Sänger, Dichter, Schriftsteller oder Seiltänzer? Keineswegs. Wir wollen also keinen weitern Versuch machen, sondern nur hoffen, daß sich bald die Gelegenheit ergeben werde, die gesellschaftliche Stellung des Mannes kennen zu lernen.

Sein Kamerade war eine hochgewachsene Gestalt, mit der Haltung eines Gentlemans und dem Anzug eines Bettlers; der Kopf war nicht sehr groß, aber von schönem, wohlgeordnetem Haar umgeben; auf demselben saß ein Hut von der traurigsten Beschaffenheit. Das Angesicht, das unter dieser garstigen Kopfbedeckung hervorschaute, war bleich und abgezehrt, aber dessen ungeachtet im höchsten Grade regelmäßig. Es hatte in diesem Augenblick einen Ausdruck verzehrender Unruhe, bittern Leidens und wirklicher Noth.

Rock und Beinkleider befanden sich in voller Ueberein-
stimmung mit dem Hut; die Stiefel hatten Sohlen von sehr fragmentarischem Aussehen und ermangelten alles Zubehörs von Absätzen. Wenn man den Blick auf diese grundhäßliche Figur warf und dann auf den äußerst eleganten Anzug, den der Herr an seiner Seite trug, hinübergleiten ließ, so fragte man sich verwundert, wie der letztere in Gesellschaft von jenem sich sehen lassen mochte.

Es schien indessen, daß der wohlgekleidete Mann für den Augenblick an das wenig präsentable Aeußere seines Begleiters nicht dachte, sondern den Kopf voll anderer Vorstellungen hatte, wovon er ganz und gar in Anspruch genommen wurde.

„Deine Stellung ist somit verzweifelter Natur,“ bemerkte derselbe, indem er eine goldene Uhr hervorzog und darauf sah. — „Es ist jetzt halb Eilf,“ fuhr er fort, „somit habe ich ein paar Stunden zur Verfügung. Laß uns in das französische Gasthaus gehen, so können wir ungenirter mit einander sprechen. Ich nehme ein besonderes Zimmer und lade Dich zum Frühstück ein. Die Unterhaltung zwischen uns wird gewiß ihren Nutzen haben. Nun, Ahrnell, gehst Du auf den Vorschlag ein?“

„Ja wohl, und um so gerner, da ich seit mehreren Tagen nicht weiß, was satt sein bedeutet,“ antwortete der lumpige Bursche.

„Du hast also einen Wolfshunger; desto besser. Wenn der Magen leer, so ist das Gemüth schmiegsamer, der Verstand wach und das Gewissen stumm, Das letztere mag auch, streng genommen, nichts als ein Luxusartikel für einen so armen Teufel, wie Du, sein.“

Sie begaben sich somit nach dem französischen Gasthaus, wo sie ein Zimmer erhielten. Während sie auf das Frühstück warteten, sagte der, welcher es bestellt hatte:

„Du hast dich an mich gewandt, um Hülfe zu erhalten. Ich will Dir auch beistehen, aber Du mußt dich mit mir bezüglich einer Affaire, wobei man viel wagt, aber auch Alles gewinnen kann, in Compagnie einlassen. Bist Du geneigt, durch ein einziges Werk dich aus dem Stande der Armuth in Reichthum versetzen zu lassen?“

„Welche Frage, Strömberg? Wenn man Alles, was ich gelitten, durchgemacht hat, so hegt man blos einen Wunsch, den, aus der Hölle von Noth und Mangel erlöst zu werden,“ antwortete Ahrnell. — „Kann ich auf irgend eine Weise mir eine Summe verdienen, welche mir auf einmal von Armuth und Elend zu einer unabhängigen Stellung verhilft, so rechne auf mich. Ich habe Dich einzig und allein aufgesucht, damit Du mir eine rettende Hand reichst, um mich aus dem Abgrund, in welchen meine Unbesonnenheit mich gestürzt hat, emporzuarbeiten.

„Gut! Ich verspreche, daß Du wieder auf einen grünen Zweig kommen sollst, wenn Du nur Muth hast.“

Strömberg warf einen lauernden Blick auf Ahrnell, welcher da saß und gerade vor sich hinstarrte.

„Muth,“ wiederholte dieser, „was habe ich wohl zu verlieren? Eine Existenz, so elend, daß sie nicht elender werden kann. Wo für mich Etwas zu gewinnen ist, da kann von keinem Verlust die Rede sein. Ich habe nichts mehr zu verspielen.

„Ah doch, man ist niemals so arm, daß man

nicht noch ärmer werden kann. Du zum Beispiel kannst deine Freiheit verlieren. Du kannst Gefahr laufen, auf die Festung zu kommen, vierzig Paar Ruthenstreiche zu fassen, acht Tage Wasser und Brod zu erhalten und öffentlich Kirchenbuße thun zu müssen."

Als Strömberg schwieg, sprang Ahrnell von seinem Platze auf. Sein von Noth und Hunger gebleichtes Angesicht bedeckte sich mit einer dunkeln Röthe, die Augen blitzten, die Hände ballten sich, und die Lippen thaten sich auf, um ein Wort auszustoßen, welches ihm der Zorn in den Mund gab. Aber in diesem Augenblicke trat die Kellnerin mit einer Platte ein, angefüllt mit Allem, was zu einem leckern Frühstück gehörte.

Ahrnell schloß die Lippen und sank auf seinen Stuhl zurück. Die frische Farbe verschwand von seinen Wangen, und eine tödtliche Blässe bedeckte dieselben wieder. Es hatte den Anschein, als ob der Anblick der Speisen ihn seiner sämmtlichen Kraft berauben wollte.

Strömberg pfiff eine bekannte Melodie, während die Kellnerin den Tisch deckte. Er warf einmal über das Andere einen Blick auf Ahrnell, gleichsam um zu berechnen, welche Wirkung der Duft der Gerichte auf ihn hervorbringen würde. Der ausgehungerte Bursche saß wie versteinert da. Als die Kellnerin ihres Geschäfts sich entledigt hatte und abgegangen war, stand Ahrnell wieder auf. Er schritt auf den gedeckten Tisch zu, nur von einem Gedanken beherrscht, nämlich eine unserer vorzugsweise thierischen Begierden zu stillen.

Der Eindruck von Strömbergs Worten war vor den Forderungen des Hungers erbleicht. Dieser hatte sich gleichfalls erhoben und stand nun an Ahrnells Seite.

„Ehe Du dich an das Frühstück machst, muß ich wissen, ob Du wagen willst, was Du noch zu verlieren hast, um Unabhängigkeit und Vermögen zu gewinnen.“

„Das heißt, ob ich mich entschließe, nicht mehr ein ehrlicher Kerl zu bleiben, der ich bisher gewesen war.“

Ahrnell legte die Hand über die Stirne, um die Speisen nicht zu sehen.

„Ganz richtig! Wir sind also im Klaren.“

„Ein Diebstahl demnach!“ rief Ahrnell lebhaft, und seine Hand fiel schwer auf Strömbergs Schultern.

„Eine Theilung blos. Ich will Dir ein Beispiel geben. Du bist sehr hungrig, Du siehst ein Frühstück, wie dieses, vor Dir. Der, welchem es zugehört, ist ein reicher Mann; er befindet sich nicht im Zimmer; Du weißt, daß er keinen Verlust erleidet, wenn Du dich satt ißest, aber Du wirst dadurch vom Hungertod gerettet. Wirst Du dann wohl in der Wahl verlegen sein, ob Du lieber von eines andern Tische essen, oder sterben willst?“

„Nein,“ antwortete Ahrnell düster und streckte die Hand aus, um sich ein Stück Brod zu nehmen. Strömberg hielt seine Hand mit den Worten zurück:

„Wir frühstücken noch nicht. Ich muß zuerst wissen, was Du zu thun den Muth hast, um dem Verhungern zu entgehen. Willst Du mit dem Schicksale Gerade oder Ungerade spielen, oder nicht?“

„Ich will. So, jetzt laß mich essen. Aus einem Bettler wird meistentheils früher oder später ein Dieb. Desto besser, wenn es so schnell als möglich geht."

„Iß," war jetzt Alles, was Strömberg darauf zur Antwort gab. Er warf sich auf einen Sopha, klingelte der Kellnerin und begehrte eine Flasche Portwein.

Ahrnell hatte mit thierischem Heißhunger nach den Speisen zu greifen angefangen. Strömberg selbst berührte nicht einen Bissen, sondern folgte blos mit gespanntem Interesse dem Thun des Andern, welcher Alles, was sich vorfand, verschlang.

Als Ahrnell die heftigsten Forderungen seiner Eßlust gestillt hatte, unterbrach Strömberg das Stillschweigen mit den Worten:

„Bist Du nun in der Stimmung, um meinen Vorschlag anzuhören?"

„Sprich!" erwiederte Ahrnell.

Die Kellnerin kam jetzt mit dem Portwein.

„Stelle den Wein und die Gläser hieher," gebot Strömberg und deutete auf einen Tisch neben dem Fenster.

Als die Kellnerin, wie ihr befohlen worden war, gethan und sich wieder entfernt hatte, nahm Strömberg das Wort:

„Ich segle heute Nacht von Stockholm ab, um Alles zum Ankerlichten klar zu machen und in die See zu stechen. Nun wohl, Du kannst mich nach Westindien begleiten, aber wir müssen uns vorher zu Herren von einer größeren Summe Geldes machen. Wenn dieß gelungen ist, kannst Du dort, in einem andern Welttheil, ein neues Leben beginnen."

„Wo befindet sich das Geld?“ fragte Ahrnell und begann sein drittes Beefsteak zu verzehren.

„Hast Du von einem gewissen Kämmerer Hengel gehört, einem Wucherer von Gewerbe, einem Geizhals von Charakter?“

„Ich kenne ihn,“ antwortete Ahrnell düster.

„Und Du, wie alle andern armen Teufel, hast einen Groll gegen ihn?“

„Errathen.“

„Desto besser. Der Kerl kassirte gestern Abend eine so große Summe Geldes ein, daß sie uns beide reich machen kann. Heute ist Sonntag. Er konnte also dasselbe noch nirgends unterbringen, sondern muß es noch daheim bei sich haben. Morgen schafft er es wohl aus dem Hause; darum müssen wir ihn heute Nacht von dem Schatze befreien. Er wohnt, wie Du weißt, an der Zollschanze, auf einem kleinen Anwesen, das er dort eigenthümlich besitzt. Der Alte hat nicht gewagt, Jemand in das Haus, das er bewohnt, zur Miethe zu nehmen, aus Furcht vor Dieben. Er und eine Magd machen die ganze Einwohnerschaft aus. Die Dirne hat einen Liebhaber, einen abenteuerlichen Burschen, der Matrose auf meinem Fahrzeug ist; derselbe hat von mir Erlaubniß erhalten, an's Land zu gehen, um von seiner Geliebten Abschied zu nehmen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß sie sich nach dem Thiergarten begeben. — Der Alte ist demnach allein mit seinem Schatze, und es wird Dir nicht schwer fallen, Dich desselben zu bemächtigen, im Fall ich es so zu arrangiren weiß, daß Du den Thürschlüssel in die Hände bekommst. Daß das Mädchen erst spät zu ihrem Herrn heimkehrt, ist

ziemlich sicher, besonders da sie, um seiner los zu werden, ihm ein wenig Opium in seinem Nachmittagskaffee zu geben pflegt, damit er einschläft. Er verwahrt sein Besitzthum in einer großen Geldkasse; der Schlüssel dazu liegt unter seinem Kopfkissen. — Nun, wenn Du dich satt gegessen hast, müssen wir scheiden. Du kommst zu mir in meine Wohnung am Stadtgartenthor, Schlag neun Uhr, und erhältst dann den Schlüssel zu der Thüre und die weitern Werkzeuge. Bringe bis dahin Alles in Ordnung, so daß Du um eilf Uhr Nachts mit mir an Bord gehen kannst. Meine Schaluppe wird um diese Zeit an der Rentmeisterstreppe liegen."

Strömberg schwieg. Ahrnell erhob sich von dem Tische und ging auf ihn mit den Worten zu:

„Und wenn ich mich nun des Geldes bemächtige, wie groß wird mein Antheil sein?"

„Wir theilen; Du die eine Hälfte, und ich die andere."

„Aber wenn ich nicht nach Westindien will?"

„In diesem Fall magst Du bleiben und deine Gefahr stehen. Du darfst dann überzeugt sein, daß Du ergriffen wirst und Kost und Wohnung auf Lebenszeit in einer der Festungen erhältst. Thue, wie Dir beliebt."

Strömberg schenkte sich und Ahrnell Wein ein. Der letztere leerte sein Glas in einem Zuge und setzte es dann auf den Tisch mit den Worten:

„Du bist immer ein falscher Teufel gewesen; ich habe somit keinen Grund, Dir Vertrauen zu schenken; aber mag sein. Ich begleite Dich, wenn der Diebstahl abgemacht ist.

„Davon war ich völlig überzeugt,“ antwortete Strömberg mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Warum lächelst Du?“ fragte Ahrnell.

„Ich mache es wie der Satan: ich lache darüber, daß mein Sieg so leicht war. Du, der du so manches Mal mit Stolz und Verachtung mich von Dir gewiesen und in tugendhaftem Abscheu, so oft ich Dir einen verständigen Vorschlag machte, mir den Rücken zugekehrt hast, Du schnappst nun sogleich nach der Angel, die ich dir hinwerfe und in einem Augenblick ist der ehrliche, rechtlichgesinnte Daniel Ahrnell in einen — Dieb verwandelt. Gestehe, daß deine Tugendphilosophie nicht mehr werth war, als meine Nothwendigkeitslehre. —. Ich habe immer dem Satz gehuldigt, daß man nichts unversucht lassen darf, um ein reicher Mann zu werden. Du dagegen hast mit deinen strengen Grundsätzen Nichts als Mangel und Armuth gewonnen, während ich mir ein reichliches Auskommen erwarb, einen guten Namen gewann und mir niemals Etwas von den Gütern dieses Lebens zu versagen brauche. Ich bin klug gewesen; Du ein Thor. Ich bin in die Welt hinausgetreten, ohne die falsche Ansicht, daß wir, Kinder armer Eltern, uns durch Arbeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit vorwärts bringen können. Du bist Student geworden; aber was errangst Du damit? Dürftigkeit. Ich habe die Bücher von mir geworfen und bin auf die See gegangen. Während der langen Nachtwachen entwarf ich mir meinen Lebensplan; er war einfach, aber praktisch. Er lautete: äußere Gewissenhaftigkeit; innere Vorurtheilsfreiheit. Man hat ein Recht, sich alle Vortheile, die man kann, an-

zueignen, wenn man sich nur nicht der Gefahr ausgesetzt, ertappt zu werden. Ich habe niemals ein gegebenes Wort gebrochen, niemals ein getroffenes Uebereinkommen verletzt, niemals mir einen Vortheil für mich genommen, wo die Redlichkeit ein Empfehlungsbrief war, aber dagegen auch niemals außer Acht gelassen, von der Gunst des Augenblicks und der Einfalt der Menschen Nutzen zu ziehen. Ich habe niemals die Arbeit geliebt, aber eingesehen, daß sie nothwendig ist, als ein Schild, hinter welchem man verschiedene kleine Geniestreiche, die in einer Stunde mehr eintragen, als man mit Mühe und Schweiß in einem Jahre erwerben kann, zu verbergen vermag. Ich bin jetzt auch ein Mann, welcher sein volles Auskommen hat, und wenn die Affaire, welche ich Dir vorgeschlagen habe, gelingt, werde ich in einem Jahr so vermöglich, daß ich das Seemansgewerbe aufgeben und mich in das Geschäftsleben werfen kann. Dann heirathe ich irgend ein schönes Kind, und komme somit in den Genuß aller der Vortheile, wornach der Mensch strebt, und welche Du bereits verscherzt hast. Diese Schilderung meines Lebens muß Dich darüber aufklären, daß Tugend und Ehre, streng genommen, nichts anderes als hübsche Phrasen sind, deren Anwendung für uns einen leeren Magen, einen ausgemergelten Körper und eine Toilette wie die Deinige mit sich bringt. Ergehe Dich in tugendhaften Worten, laß die Welt niemals sehen, wie lasterhaft Du bist und wie wenig Werth deine Ehre für Dich hat, und Du wirst dein Glück machen. Dem Anschein nach ein exemplarischer Mensch sein, ist Alles, was es bedarf; ist Alles, was man von

Dir begehrt. Es wirklich zu sein, ist eine Thorheit, welche mit Verleumdung und Armuth lohnt. Die Welt ist schlecht; nimm sie, wie sie ist, und Du wirst nicht betrogen. Gleiche ihr, und es geht Dir wohl. — Jetzt wäre es wirklich sehr amüsant, zu erfahren, wie Du es in diesen zwölf Jahren, da wir einander nicht sahen, gehabt hast. Wir waren, als wir uns trennten, ein paar junge Männer von vierundzwanzig Jahren: Du ein Narr, ich bereits damals ein kluger Mann."

„Ja, Du hast Recht, ich war ein Narr, aber ich werde bleiben, was Du niemals gewesen bist. Wenn ich jetzt so tief gefallen bin, daß ich die Hand Dir zum Bunde hinstreckte, so habe ich zugleich mit der Vergangenheit gebrochen, und es ist Grund vorhanden, einen neuen Lebensweg einzuschlagen. Wenn ich an Bord deines Fahrzeugs gehe, so zerreiße ich alle die Bande, welche mich an das Vaterland fesseln und welche mein Unglück ausgemacht haben. — Willst Du wissen, was mich, den stolzen und zuversichtlichen Verfechter der Arbeitsehre in das Elend gebracht hat, worin ich mich jetzt befinde?"

„Deine excentrischen Ideen, natürlich."

„Nein, die Liebe."

Strömberg brach in ein lautes Gelächter aus, schenkte sich ein Glas Wein ein und leerte es.

„Was zum Teufel! Hattest Du noch nicht Dummheiten genug im Kopfe, ohne daß Du auch dieser noch einen Platz einräumtest? Du hast doch wohl nicht die wahnwitzige Handlung begangen, Dich zu verheirathen?"

„Ja, ich bin verheirathet."

Daniel Ahrnell trank ein Glas Wein und stützte dann den Kopf auf die Hand, als ob die Erinnerung daran ihn völlig zermalmte.

Strömberg lachte.

„Seit zehn Jahren ist mein Schicksal mit dem einer Frau zusammengekettet, und dieß, Pehr Strömberg, ist die Ursache meiner Armuth.“

„Nun, und diese Frau war wohl eine Person ohne alles Vermögen und vielleicht ein verlornes Kind, welches Du dadurch, daß Du es zu deiner Gattin machtest, vom Verderben retten zu können hofftest. Solche Phantasten wie Du, pflegen sich immer mit Magdalenen zu verheirathen.“

„Besser, wenn es so gewesen wäre,“ äußerte Ahrnell, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend, „aber nun liegt das Verdammungsurtheil eben darin, daß meine Gattin ein ungemein liebenswürdiges Mädchen war.“

„War! — Und jetzt ist sie das Gegentheil?“

„Sie ist etwas von noch schlimmerer Art als Alles, sie ist unheilbar krank. Seit einem Jahre bettlägerig, hat sie die Aussicht, noch manches Jahr ihr Leben in diesem Zustande hinschleppen zu müssen. O, die Frau, die Frau, was hat sie mich nicht schon gekostet!“

Strömberg sah Ahrnell mit einem Blick der Verwunderung an.

„Besteht ihr einziger Fehler darin, daß sie krank ist?“ fragte er.

„Und ist das nicht einer der allerschlimmsten?“ entgegnete Ahrnell aufschauend. „Gibt es etwas

Schrecklicheres, als einen armen Kerl mit einer armen Frau? Und wenn ich sie bis zur Abgötterei liebte, müßte meine Liebe an ihrem Krankenbette erlöschen, und jene sich für mich in eine beschwerliche Last verwandeln. — Sieh hier meine kurze Lebenshistorie: Ich war, wie Du weißt, Extraordinarius beim Zollamte; Du gingst als Steuermann davon, und mir dünkte damals, meine Aussichten in eine schöne Zukunft wären viel besser als die Deinigen. Ich war arbeitsam, bei meinem Vorgesetzten beliebt und ordentlich. Wahr ist, ich war äußerst arm, denn ich hatte, wie Du, von meinen Eltern nicht einen Schilling geerbt; aber ich hatte mir durch Arbeit vorwärts geholfen; ich war somit an Entbehrungen gewöhnt. Ich wußte mich auch so zu stellen, daß ich durch Abschreiben und Unterrichtgeben mir ein allerdings knappes Auskommen verschaffte, und Alles wäre gut gegangen, wenn nicht ein hartes Geschick mir ein Mädchen in den Weg geführt hätte, schön wie die Versuchung selbst und unschuldig wie ein Thautropfen. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt, sie erst achtzehn. Sie wohnte in demselben Hause wie ich; ihre Mutter war meine Wirthin. Sie lebten von Näharbeiten für die Modemagazine.

„Als ich das erste Mal Marianne sah, war mein Schicksal entschieden, und nach einjähriger Bekanntschaft sahen wir uns verheirathet. Wenn man verliebt ist, erblickt man Alles in rosenfarbigem Schimmer. So ging es auch mit mir. — Liebe und Arbeit, das war unsere Zukunft; und das erste Jahr hielt wirklich, was wir hofften, denn wir waren beide mit Arbeit überhäuft, und in Folge davon hatten wir

auch unser genügendes Auskommen. Marianne's Mutter wohnte bei uns und arbeitete mit, so daß auch das vereinte Streben von drei Personen mit Segen gekrönt wurde. Nach Verfluß eines Jahres gebar meine Frau eine Tochter; jetzt wurde ihre Zeit getheilt, und sie konnte nicht mehr so fleißig arbeiten, wie früher; aber dieß hatte wenig zu bedeuten, da wir, ihre Mutter und ich, genug verdienten; und so ging es ein Jahr weiter, ohne daß Etwas eintrat, um den Himmel unseres Glückes zu verdüstern.

Es war im Herbste. Meine Schwiegermutter erkrankte an einer Lungenentzündung und starb nach einigen Wochen. Dieses Ereigniß brachte eine Störung in den gewöhnlichen Gang der Dinge und verursachte Ausgaben, welche für unser knappes Einkommen höchst fühlbar wurden. Meine Schwiegermutter hatte kein weiteres Besitzthum, als das geringe Mobiliar, welches wir gemeinsam benützten. Die höchst unbedeutenden Ersparnisse, welche wir zurückzulegen vermocht hatten, gingen darauf und ich mußte mich des Begräbnisses halber in Schulden stürzen. Ich nahm das Anlehen bei dem Kämmerer Hengel auf, und es läßt sich als den ersten Keim zu der Armuth betrachten, welche so allmälig sich entwickelte.

Nachdem meine Schwiegermutter beerdigt war, begann Marianne, um ihren Kummer zu betäuben und die entflohene Zeit wieder hereinzubringen, bei Nacht zu arbeiten, da die Pflege unseres Kindes einen Theil von dem Tage in Anspruch nahm. Sie strengte alle ihre Kräfte an, aber wir waren jetzt nur zu

zweien, welche Brod ins Haus schafften, und drei wollten essen. Es reichte allerdings zu, aber die Schuld, in welche ich gerathen war, blieb unbezahlt und mußte verzinst werden. Genug, als ich vier Jahre verheirathet war, begann die Gesundheit meiner Frau abzunehmen. Sie bekam zuerst ein schweres, nervöses Kopfweh und ein von Zeit zu Zeit wiederkehrendes Wechselfieber. Sie kämpfte lang gegen das Uebel und arbeitete jeden Augenblick, da die Krankheit ihr einige Ruhe vergönnte. Endlich zog sie sich ein schweres Nervenfieber zu und konnte Monate lang das Bett nicht verlassen; meine Arbeit reichte nicht mehr aus. Ich mußte um des lieben Brodes willen und zur Fürsorge für die Meinigen nach solcher Beschäftigung trachten, welche schnell Geld eintrug, und war somit genöthigt, meine Berufsarbeit beim Zollamte zu versäumen. Sobald Marianne auf zu sein vermochte, begann sie wieder zu nähen, aber sie hatte ihre besten Kunden verloren und war nur auf kurze Augenblicke im Stande, bei der Arbeit zu bleiben, wenn es ihr überhaupt gelang, nur Etwas zur Beschäftigung zu bekommen.

„Wir waren Jahr um Jahr ärmer geworden, ohne Hoffnung, daß es sich zum Bessern wenden würde, als Marianne vor etwa zwölf Monaten sich eine Verletzung an dem einen Beine zuzog. Sie beachtete den Schaden nicht, und die Folge war, daß sie jetzt, indem das Uebel in Fäulniß überging, völlig darniederliegt und überdieß vom Wechselfieber verzehrt wird. — Noth, Hunger und Mangel zogen bei mir ein. Ich konnte meinem Dienste nicht vorstehen. Die Dürftigkeit hatte mich von jeder Beförderung ausge-

schlossen und verwandelte mich in das, was ich jetzt bin — einen ausgehungerten Lumpenkerl, welcher nichts weiter als hin und wieder Etwas zum Abschreiben und einige Unterrichtsstunden hat. Wer will einem Manne Arbeit geben, welcher in Fetzen gekleidet auftritt? Meine Kameraden kennen mich nicht mehr; mein früherer Vorgesetzter gab mir, als ich ihm meine Noth klagte, zur Antwort: ‚wer hieß den Herrn heirathen, da derselbe Nichts hatte, um eine Frau zu ernähren?‘ — Ich bin nun seit zwei Monaten ohne alle Arbeit. Frau und Kind würden längst verhungert sein, wenn nicht barmherzige Menschen ihnen Etwas zu essen verschafft hätten. Die Miethe ist unbezahlt, und ich habe nicht einen Stuhl, um darauf zu sitzen, nicht ein Kissen, um mein Haupt darauf zu legen, nicht einen Bissen Brod, um meinen Hunger damit zu stillen, und nicht ein Mittel, um dieses Alles mir auf ehrliche Weise zu verschaffen. Nun fragst Du, ob diese Frau, welche mich in dieses Elend hineingezogen hat, mir anders als verhaßt sein kann? Hätte ich mich nicht verheirathet, sondern allein meinen Lebensweg verfolgt und mich ausschließlich, befreit von diesen endlosen und verzehrenden Kümmernissen, meinem dienstlichen Beruf gewidmet, so wäre ich heute ein geborgener und geachteter Beamter, während ich nunmehr durch sie zu einem Bettler geworden bin. Sollten nicht Marianne und ihre Mutter das eingesehen haben? Sollten sie nicht diese wahnwitzige Ehe, welche ich unter dem Einfluß leidenschaftlichen Taumels einging, verhindert haben? Wenn ich in die elende Spelunke eintrete, welche meine Wohnung ausmacht, und aus der ich sehr bald

mit meiner bettlägerigen Frau und unserem halbnackten Kinde, welches, obwohl es neun Jahre alt, schon arbeiten muß, hinausgeworfen werde, so erfüllt sich meine Brust mit Raserei und Zorn gegen diejenige, welche mich in diese gräßliche Armuth hineingerissen hat. Was nützt mich ihre Liebe, wenn sie doch mein Unglücksschicksal gewesen ist?"

Strömberg trommelte einen Marsch auf dem Tische. Ahrnell saß da, den Ellbogen auf denselben gestützt, den Kopf halb in der Hand verborgen und in traurige Betrachtungen versunken. Geraume Zeit schwiegen Beide; endlich erhob sich Strömberg und bemerkte mit einem bittern Lächeln:

„So geht es. Diese Frau, welche nun deines Lebens Unglück ausmacht — was ist ihr Verbrechen? Kein anderes, als daß sie ein Herz hatte, und daß sie auf dessen Stimme hörte. Sie hoffte und baute auf ihre Kraft, für den zu arbeiten, welchen sie liebte, und durch ihr Bemühen das Glück für sich zu erkaufen und dem angehören, der ihr theuer war. Sie führte redlich ihren Vorsatz aus, mit ihm Mühen und Entbehrungen zu theilen. Für diesen Zweck strengte sie sich übermäßig an; ihre Gesundheit wurde gebrochen, Krankheit und Leiden fielen ihr zum Loose, und Undankbarkeit und Lieblosigkeit waren ihr Lohn. Die Welt ist sich gleich, und die Menschen sind ein abscheuliches Geschlecht. — Was hast Du von deinem eigenen Leben geerndtet, du Herold der Tugend und Arbeit?" fragte Strömberg indem er Ahrnell die Hand auf die Schulter legte. „Nun, daß Du ein Thor warst, welcher sich einbildete, durch Anwendung strenger Grundsätze in der Welt fortzukommen.

Das Resultat hievon ist wie gewöhnlich, daß unser Egoismus uns zu moralisch schlechten Subjekten macht. Das ist aus Dir geworden. Die Noth hat Dich in einen selbstsüchtigen Wicht verwandelt, welcher morgen ein Verbrecher wird. Besser dann, so wie ich anzufangen, das heißt, nicht so ehrlich zu sein, daß die Noth kommt und Dich in einen Schurken verwandelt, sondern, so lang es Zeit ist, die Gelegennheit sich zu Nutzen zu machen und die möglichen Vortheile zu ergreifen, damit man Aussicht bekommt, zu ökonomischer Unabhängigkeit zu gelangen. Einmal im Besitze dieses Glücks, kann man hernach sich schon darauf verlegen, streng, ehrlich und unbestechlich gewissenhaft zu sein. — Aber lassen wir das. Jetzt wieder zu unseren Affairen. Wo wohnst Du?"

„In der Großen Bauernstraße Nro. 00."

„Das ist ja bis in der Hölle."

Strömberg sann eine Weile nach; dann zog er sein Taschenbuch heraus und setzte hinzu:

„Hier hast Du Etwas zum Mittag; aber Du mußt darauf verzichten, nach Hause zurückzukehren. Ich werde dafür sorgen, daß deine Frau einige Reichsthaler erhält, und wenn Du fort bist, wird wohl die Armenpflege oder die allgemeine Barmherzigkeit sich ihrer annehmen. Gehst Du darauf ein?"

„Ich habe durchaus keinen Wunsch, das Haus wieder zu sehen, wo Armuth und Jammer mir entgegengrinsen," erwiederte Ahrnell.

„Aber es ist wahrscheinlich, daß Du weder Frau noch Kind wieder siehst," wandte Strömberg ein und betrachtete seinen Jugendfreund.

„Desto besser, ich habe ihnen gerade in der letzten Zeit das Leben nicht sonderlich angenehm gemacht."

„Du versprichst also, nicht heimzugehen und dieselben vor unserer Abfahrt noch einmal zu sehen?"

„Ja."

„Wir treffen uns demnach heute Abend."

Strömberg rief die Kellnerin, bezahlte was sie verzehrt hatten, und überließ es Ahrnell, auf eigene Faust die Flasche Wein zu leeren, von welcher er bereits einen großen Theil getrunken hatte.

II.

Strömberg ging langsam nach dem Felde hinaus und wandte sich dann der Landstraße zu. Hier nahm er ein Ruderboot und ließ sich nach dem Stadthof übersetzen. — Dann setzte er sich in eine Droschke und gebot dem Kutscher, nach der Großen Bauernstraße Nro. 00 zu fahren.

Er hatte nicht darauf geachtet, daß, als er das französische Gasthaus verließ, ein Mann in einem Matrosenmantel gleich hinter ihm ebenfalls hinwegging. Der Mann in dem Mantel hatte, wie es schien, in dem Zimmer neben demjenigen, wo Strömberg und Ahrnell mit einander sprachen, sich befunden. Er blieb einen Augenblick auf der Treppe stehen und murmelte, indem er dem Kapitän nachsah, bei sich selbst:

„Das sollst Du mir wohl bezahlen, im Fall ich das Maul halten kann."

In der Bauernstraße befand sich damals ein ver-

fallenes rothangestrichenes Holzhaus, dessen schräger, windschiefer Giebel auf die Straße ging, während die Langseite nach dem ziemlich geräumigen und von ebenso schiefen Gebäuden gleichsam eingehegten Hofe gekehrt war.

Strömberg blieb einen Augenblick vor der Thüre stehen und betrachtete zuerst die auf dem Hofe spielenden Kinder und hernach die gegen denselben liegenden Fenster, als ob er daraus abzunehmen gesucht hätte, wo die Familie seines Freundes Ahrnell zu finden wäre. Sein Blick weilte auf einem geöffneten Fenster, an welchem ein Schuhmacher saß und nähte. Der Mann war jung, hatte ein hübsches Angesicht und sah ganz zufrieden aus. Er setzte gerade einen Fleck auf einen zerrissenen Stiefel, während er ein Lied sang. Ihm gegenüber saß ein Junge von zwölf Jahren. Auch er arbeitete, aber mit beträchtlich geringerem Eifer, obwohl er dem Schuhmacher mitsingen half.

Strömberg betrachtete das Antlitz der beiden Arbeiter und warf dann einen Blick nach einem Bodenfenster hinauf. Ein kleines Mädchen hatte in demselben Platz genommen. Die Scheiben waren zerbrochen und verpappt, und das Kind saß so, daß der halbe Körper über die Brüstung hinausragte. Sie hatte den Rücken ihm zugewendet, aber Strömberg bemerkte, daß sie mit großem Eifer an einem Strumpf strickte. Das Gesicht, welches er nur im Profil sehen konnte, war bleich und mager. Die Kleider, worin ihre ausgemergelten Glieder steckten, waren so elend, daß sie kaum die Blöße derselben decken konnten.

„Das ist gewiß sein Mädchen,“ dachte Ström-

berg und verließ seinen Platz an der Thüre. Als er in den Hof vortrat, schaute der Schuhmacher von seiner Arbeit auf, und die zerlumpten Kleinen fuhren gleich einem Flug erschreckter Sperlinge aus einander und dem fernsten Winkel des Platzes zu, wo sie sich wieder sammelten und den fremden Herrn in Augenschein nahmen.

„Haben Sie die Güte mir zu sagen, ob hier Jemand Namens Ahrnell wohnt?" fragte Strömberg indem er sich an den Schuhmacher wendete.

„Ja, ein Schreiber, der so heißt, wohnt allerdings hier," antwortete der Angeredete. „Wenn der Herr in's Haus tritt und die Treppe hinaufsteigt, so findet er eine Thüre zur Rechten. Ahrnell selbst ist nicht zu Hause."

„Nicht? das thut mir leid."

„Aber die kranke Frau und das Mädchen kann der Herr treffen; im Fall es sich um eine Arbeit handelt, können sie wohl, wie mir dünkt, Bescheid geben."

Jetzt wurde plötzlich ein Fenster zugemacht. Strömberg bemerkte dieß. Es war das Mädchen in der Dachlucke, welches dasselbe schloß. Strömberg dankte dem Schuhmacher für die erhaltene Belehrung und kletterte eine Stiege, oder vielmehr Leiter hinauf, welche Namen, Ehre und Würde einer Treppe erhalten hatte. Sie knarrte bei jedem seiner Schritte, als ob sie darüber jammerte, daß Jemand dieselbe zu betreten wagte.

Er stand nach einer Weile vor einer Thüre, ebenso gebrechlich wie die Treppe, und im nächsten Augenblick hatte er sie geöffnet.

Das Gemälde von Elend, welches er hier vor sich sah, war von der Art, daß auch der gefühlloseste Mensch unwillkürlich davor zurückschaudern mußte, die Schwelle zu dieser Wohnung der Armuth zu überschreiten.

Das Zimmer war lang, schmal und finster. Einmal hatte es Tapeten gehabt; jetzt fand sich kein Fetzen derselben mehr vor. Decke und Wände schienen schwarz wie die Nacht. Von Möbeln war nichts zu bemerken; nur in einer Ecke zeigte sich ein Strohlager, über welches man ein paar reine, aber zerrissene Lacken gebreitet hatte. Auf demselben ruhte eine noch junge Frau, in einen lumpigen Filzrock gehüllt. Ein Kissen war an die Wand gelegt, und auf dasselbe stützte sie einen Kopf, der noch schön genannt werden konnte, obwohl Krankheit und Leiden ihren verwüstenden Stempel darauf gedrückt hatten. Eine Fülle langen und reichen schwarzen Haares wallte auf die Schultern hernieder und bedeckte sie völlig, indem es so einen schweren und undurchdringlichen Mantel bildete.

In der Ecke gegenüber lag ein anderes Strohbündel, über welches eine alte Pferdedecke geworfen war. Am Fenster stand ein Schemel, und neben der Kranken ein steinerner Krug mit Wasser. Mitten in der Stube, das Gesicht gegen die Thüre gewendet, befand sich jetzt dasselbe Mädchen, welches eine Weile zuvor im Fenster gesessen war. Sie heftete das Auge mit einem ängstlichen und unruhigen Ausdruck auf den Fremden.

„Herr Ahrnell ist nicht daheim," bemerkte Strömberg, „und darum wünschte ich mit seiner Frau zu

sprechen, nachdem es mir endlich gelungen ist, seine Wohnung ausfindig zu machen, was mich große Mühe gekostet hat."

Die Kranke machte eine Anstrengung, um sich aufzurichten, worauf das Mädchen herzueilte; und mit Hülfe der Tochter brachte sie es so weit, daß sie eine sitzende Haltung annehmen konnte.

„Ist es ein Auftrag für meinen Mann, so werde ich denselben ausrichten," stammelte sie.

„Durchaus nicht, aber wenn Sie mir einige Worte unter vier Augen vergönnen wollen, so könnte ich vielleicht Etwas für ihn thun."

„Gerda, geh' einen Augenblick hinunter in den Hof," befahl die Mutter dem Mädchen, welches eben das einzige Kissen wieder so zurecht zulegen vermocht hatte, daß es der Kranken zu einer Art von Rückenlehne dienen konnte. Als dieß geschehen war, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer, heftete dabei indessen einen mißtrauischen Blick auf den Fremden.

Als Strömberg mit der kranken Frau allein war, unterrichtete er sie, daß Ahrnell ihn heute morgen aufgesucht habe, um einige Hülfe von ihm zu erlangen, da er seiner Aussage nach dem Hungertod nahe wäre. Strömberg erzählte weiter, er habe demselben vorgeschlagen, einen entscheidenden Schritt zu thun und Schweden zu verlassen, um in einem andern Welttheile sein Glück zu suchen. Er habe ihm ferner angeboten, ihn auf seinem Schiffe nach Westindien zu begleiten, und wolle nun Marianne davon in Kenntniß setzen, daß ihr Mann darauf eingegangen sei und noch diesen Abend absegeln werde.

„Ich habe," fuhr Strömberg fort, „ihm die Bedingung gestellt, weder Frau noch Tochter ein Lebewohl zu sagen, sondern es auf mich genommen, von dem Entschluß und der Abreise Ihres Mannes Ihnen Mittheilung zu machen."

Strömberg redete mit der kranken Frau in so freundlichem und schonendem Tone, daß Ahrnells Benehmen einen ganz andern Charakter als den eines herzlosen Egoismus bekam.

Marianne hörte ihn mit starrem Auge und der Ergebenheit der Verzweiflung an. Als er fertig war, murmelte sie:

„Was soll dann aus Gerda werden? — Ich sterbe, und sie steht dann einsam in der Welt da."

„Ebenso einsam und noch einsamer ist sie, so lang der Vater Nichts für ihre Zukunft thun kann," erwiederte Strömberg. „Jetzt aber, meine werthe Frau, ist es ja möglich, daß Ahrnell als ein vermöglicher Mann wieder heimkehrt, und dann kommt Ihre Tochter in den Genuß von diesem Gute ihres Vaters."

Darauf ging Strömberg auf die Frage über, ob sie nicht Jemand hätten, welcher, im Fall er ihnen jetzt eine Summe Geldes übergäbe, Beistand zu leisten und ihnen aus dieser bedrängten Lage zu helfen geneigt wäre. Marianne kannte Niemand anders, als den ehrlichen und herzensguten Schuhmacher Gustavsson, welcher in demselben Hofe wohnte. Weiter vermochte sie nicht hervorzubringen. Die Gemüthsbewegung, in die sie versetzt worden war, schien ihre Kräfte so mitgenommen zu haben, daß sie sich nicht länger aufrecht halten konnte.

Strömberg endete seinen Besuch, so schnell es möglich war, indem er erklärte, er wolle die Sache mit Gustavsson abmachen, und bat sie ruhig zu sein und sich damit zu trösten, daß der Schritt, welchen Ahrnell nunmehr that, der einzige wäre, welcher ihm noch übrig bliebe.

III.

Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft in dem kleinen Hause an der Großen Bauernstraße fuhr Strömberg zu der Schiffbrücke. Er besuchte den Schiffsrheder, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß er einen alten Freund an Bord mitnehme, welcher in Mißgeschick gerathen sei und, um Schulden und Armuth zu entgehen, ein neues Leben in Westindien beginnen möchte. Der Besitzer des Fahrzeugs, welcher mit seinem Kapitän sehr zufrieden war, gab hiezu gern seine Erlaubniß; worauf Strömberg einen Paß für Ahrnell besorgte und Alles für dessen Abreise so einrichtete, daß sie nicht das Aussehen einer Flucht haben konnte.

Der schlaue und scheinbar rechtliebende Strömberg hütete sich wohl, einen Fremden an Bord zu nehmen, ohne zuvor seinen Principal hievon zu unterrichten. Er wollte, im Fall der beabsichtigte Diebstahl entdeckt würde, jedem Schein ausweichen, als stünde er mit demjenigen, welcher auf Grund desselben ergriffen würde, in heimlichem Einverständniß, und war deßhalb darauf bedacht, jeden Argwohn von sich abzuwehren.

Während er Alles, was für die Abreise noth=

wendig war, in Ordnung brachte, hatte der Schuhflicker Gustavsson gar vieles, und zwar an demselben ersten Mai, zu beschicken. Er, der es so eilig gehabt hatte, als Strömberg in den Hof trat, hatte jetzt die Werkstätte verlassen und saß in einer kleinen Stube, neben derselben, die Elbogen auf den Tisch gestützt und das Kinn in denselben begraben, und starrte auf einige Bankzettel hin, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Neben ihm stand eine buckelige Frau, etwas älter als er und von unangenehmem, kränklichem Aussehen.

„Sage mir, Nisse, gab er Dir das Geld, ohne eine Quittung dafür zu nehmen?" fragte sie, die Zettel mit gierigem Blicke betrachtend.

„Was bedurfte es dessen, liebe Stina, da er mir dieselben nur übergab, um der armen Frau, was ihr Noth thut, anzuschaffen?" antwortete Gustavsson und nahm das Geld wieder zusammen und legte es sorgfältig in Ordnung.

„Sie wird wohl nicht so viel nöthig haben, denn es geht schnell mit ihr zu Ende. Einhundert und fünfzig Reichsthaler, das ist gar viel Geld, Nisse. Du mußt gar manche Schuhe flicken und sohlen, um eine solche Summe zusammenzubringen. Wärest Du im Besitz davon, so könntest Du es ganz anders haben. Du könntest nach größerem Maßstabe arbeiten, mehr verdienen und ein ordentlicher Schuhmacher mit mehren Gesellen in der Werkstätte werden. Das Geld brächte mehr Nutzen in deiner Hand, als wenn es zu Bettzeug, Möbel und Hausmiethe für eine halbtodte Frau verschleudert wird, welche wohl, so wie sie gelebt, auch auf ihrem Strohlager absterben kann."

„Höre, Schwester Stina," fiel Gustavsson ein, indem er das Geld in die Brusttasche steckte, „was ist der Sinn von diesem Gewäsche?"

„Der Sinn ist der, daß ich meine, Du solltest das Geld behalten," antwortete Stina und sah dem Bruder fest ins Gesicht, während sie mit leiser Stimme hinzusetzte:

„Es ist Niemand da, welcher gesehen hat, wie Du es bekamst. Wenn Du ihr zehn Reichsthaler gibst und Essen für heute schaffst, so behältst Du den Rest für Dich und kaufst Dir einen Vorrath von Leder, so daß Du neue Schuhe machen kannst. Ich verkaufe dieselben und Du wirst dadurch als ein geschickter und billiger Schuster bekannt. Du bekommst Bestellungen und kannst einmal hoffen, in bessere Umstände zu gelangen. Jetzt mußt Du aus Mangel an baarem Gelde dich darauf beschrenken, den Schuhflicker zu machen und damit nicht weiter zu kommen, als daß Du mit knapper Noth dein Leben fristen kannst, obwohl Du wie ein Sclave arbeitest."

„Stina, Stina, wozu räthst Du mir? Ich soll ein Dieb sein. Nein, daraus wird in alle Ewigkeit Nichts. Ein ehrlicher Arbeiter bin ich gewesen und das will ich bleiben, so dürftig auch mein Brod sein mag."

„Nun ja, so bleibe es, und Du magst zusehen, wie fett Du dabei wirst. — Ich rathe Dir durchaus nicht, das Geld zu nehmen, sondern es nur anzuleihen. Du kannst es ihr ja allmälig von deiner Einnahme wieder geben, und dann ist ihr auf die Dauer geholfen, während dagegen so das Kapital schnell fortgeht und sie hernach so arm bleibt

wie jetzt. Glaube mir, Du kannst ihr dadurch viel mehr nützen, als wenn Du sogleich für ihre Rechnung Aufkäufe machst."

Gustavsson stützte den Kopf wieder auf die Hand, und die Schwester sah ihn mit einem Blick an, als ob sie dächte:

„Er beginnt zu überlegen; ich will doch sehen, ob es mir nicht gelingt, ihn zu bereden."

Sie fuhr fort, auseinanderzusetzen, welchen Vortheil er dadurch der Frau Ahrnell verschaffen könnte, wenn er ihren Rath befolgte und sich verbindlich machte, von jedem Paar Schuhe, welches er verkaufen würde, derselben gewisse Prozente, dem Preise des Leders entsprechend, zu geben, so daß sie in den Stand gesetzt würde, hievon die Woche hindurch zu leben.

Gustavsson ließ seine Schwester die Aussichten für den Fall, daß er das Geld behielte, so verführerisch als möglich darstellen. Als sie schwieg und sich ihres Sieges sicher glaubte, erhob sich Gustavsson mit folgenden Worten:

„Der Teufel muß in deine Zunge gefahren sein, Stina, und somit hast Du mich völlig gelehrt, daß ein armer Arbeiter wie ich nicht in Versuchung geführt werden darf, denn man kann niemals wissen, ob er die Probe besteht. Der Teufel weiß, ob ich hiezu im Stande wäre, wenn Du noch länger mit mir herumzustreiten Zeit hättest; aber das sage ich Dir, thue nicht noch einmal das Maul auf, um mir schwarz für weiß zu machen, denn es könnte dann wohl geschehen, daß ich es Dir wieder heimgäbe und Du dein Lebtag daran zu denken hättest."

Gustavsson ging in die Werkstätte hinaus, wo der Lehrjunge an einem Paar gebrechlicher Schnürstiefel einen Zweck nach dem andern anschlug und aus Leibeskräften dazu sang. Er warf einen schielenden Blick auf Nisse, ohne mit dem Singen einzuhalten.

„Ich muß ausgehen, Calle," sagte dieser, „nimm die Schnürstiefel von Jungfer Gränqvist und flicke sie vollends, denn sie wird dieselben heute brauchen, da sie in den Thiergarten gehen will."

„Nun ja, das kann ich wohl thun, aber ich will auch in den Thiergarten; und übrigens . . . ."

„Hältst Du den Schnabel und gehorchst," ließ sich Gustavsson drohend vernehmen, löste seine grünwollene Schürze ab, schmückte sich mit einem alten Rock und dito Mütze und zog davon.

Calle ergriff die Schnürstiefel, indem er bei sich selbst murmelte:

„Aha, liebe Stina, dießmal verbrannte sie ihre Kohlen vergebens, und Zwetschgen hat es dabei auch nicht gegeben. Es geht nicht so leicht, das darf sie wohl glauben, liebe Schwester, aus Nisse einen Sträfling zu machen, als es bei ihr geschehen wäre, sie in eine Spinnhausmamsell zu verwandeln. Wenn Nisse auch nur sein eines Ohr ihr geliehen hätte, würde ich ihm laut genug ins andere gerufen haben, er sollte sich an ihr Geschwätz nicht kehren, denn ich habe gehorcht, ich, als der Herr ihm das Geld gab, und ich sah durch das Schlüsselloch, wie es zuging."

„Du elender Faulenzer, was hast Du da für dich zu schwatzen, und warum arbeitest Du nicht?" kreischte

eine scharfe Weiberstimme, und Stina stand unter der Thüre der Werkstätte.

„Ah, bewahre Gott, sie ist es, liebe Schwester," rief Calle und schaute die gereizte Stina blinzelnd an. „Es ist schrecklich, wie roth sie aussieht. Sie hat gewiß für uns auf den ersten Mai Strömlinge gebraten. Das hat des Schneiders Frau daneben auch gethan. Sie hat einen Schmaus bereitet, sie, für ihren Mann und den Lehrjungen. Sie bekommen beide Strömlinge und Pfannkuchen. Ich wundere mich gerade, daß Schwester Stina uns mit dergleichen Raritäten traktiren will."

„Ich werde Dich für deine Nasenweisheit mit einem Gericht Prügel traktiren; und das so, daß Du daran denken sollst."

Stina griff nach ihres Bruders Spannriemen, um ihre Drohung ins Werk zu setzen, aber Calle blieb ganz ruhig sitzen und sagte, während er einen der Schnürstiefel fest über sein Knie spannte:

„Laß sie es mit dem Schlagen nur bleiben, denn wenn sie mich im Mindesten hindert, so daß ich mit den Schnürstiefeln nicht fertig werde, so bekommt Nisse auch kein Geld. — Heute Abend mag es Zeit sein, über mich herzufallen, wenn die Arbeit zu Ende ist — jetzt:

„Heisa laß gehen : . . ." sang Calle und zog den Pechdraht mit großer Geschwindigkeit aus und ein.

Stina warf den Spannriemen mit der Versicherung von sich, Calle sollte heute Abend so gewiß seine Streiche bekommen, als ob er sie bereits erhalten hätte, und damit ging sie in die Kammer hinein.

Als die Thüre geschlossen war, machte Calle hinter der krüppeligen Schwester eine lange Nase und nahm hernach seine Arbeit wieder auf.

IV.

Gustavsson hatte den Weg nach der Katharinenkirche eingeschlagen; von hier aus ging er nach der Commisterswohnung und begehrte den Pastor Z. zu sprechen.

Vor dem allgemein geachteten Geistlichen erzählte Nisse von der Armuth seines Nachbars, von Marianne's nunmehr verlassener Lage, seitdem ihr Mann sich von ihr zu trennen beschlossen hatte, und gedachte endlich der Hilfsmittel, welche Kapitän Strömberg für Marianne's Rechnung in seine, Gustavssons Hände gelegt hatte, damit es ihr hinfort nicht an dem Nothwendigsten fehlen möchte. Nachdem Gustavsson hierüber Bericht erstattet hatte, bat er den Pastor, hundertvierzig Reichsthaler zu nehmen und dafür zu sorgen, daß der armen Frau auf eine für sie nutzbringende Weise Hülfe geleistet würde. Zehn Reichsthaler behielt er zurück, um ihr und dem Mädchen das Nothwendigste für Heute zu kaufen.

„Es ist nicht gut, Herr Pastor," schloß Gustavsson, „wenn ein armer Arbeiter, wie ich, Anderer Geld in Händen hat, denn das heißt ihn in Versuchung führen; und darum bin ich hieher geeilt, um dasselbe sogleich aus meinem Bereich zu bringen, bevor der Satan Macht über mein Gewissen gewinnt. — Es ist nicht so ungemein leicht, immerdar ehrlich

zu bleiben, wenn man arm ist, und ich fühle mich jetzt ganz ruhig, seitdem ich das Geld, welches nicht mein ist, nicht mehr bei mir habe."

Pastor Z., einer von jenen frommen und milden Dienern des Herrn, wie sie leider so selten sich finden, betrachtete Gustavsson mit einem ernsten Blick und sagte:

„Sie sind ein braver Mann, Gustavsson, und ich möchte nur wünschen, Etwas für Sie thun zu können. — Haben Sie Arbeit?"

„O ja, allerdings, so wie es eben ist, und es hat mir bis jetzt nicht an dem täglichen Brod gefehlt; aber sehen Sie, es könnte wohl besser sein. — Doch es ist gut genug. Ich bin gesund und mit Wenigem zufrieden, besonders wenn der armen Frau geholfen wird; so braucht Einer nicht an sie zu denken. Der Herr Pastor wird sich ja derselben annehmen."

Der Geistliche versprach, noch an demselben Tage ihr ärztliche Pflege und ein ordentliches Bett zum Liegen zu verschaffen. Gustavsson verabschiedete sich, und als er nach dem kleinen Hofraum in der Bauernstraße zurückkehrte, brachte er Mundvorrath und einige Kleidungsstücke für Gerda mit. Die letztern hatte er in einem Kleiderladen gekauft. Er ging damit zu den armen Wesen hinauf, welche so lang Mangel an Allem gelitten hatten, daß schon die allergeringste Verbesserung in ihrer Lage für sie eine Wohlthat war.

V.

Während Haufen von Volk nach dem Thiergarten marschirten und alle Boote mit Menschen, die aus dem Süden der Stadt sich dorthin begaben, überladen waren, wanderte Pastor Z. mit seiner Frau nach der Wohnung von Marianne, um mit eigenen Augen Kunde einzuziehen, wie es mit der armen Frau stände, und was für sie zu thun wäre.

Wir verlassen sie auf dem Wege zu der Behausung der Noth, wohin sie gingen, um das Elend zu lindern und die Thränen abzutrocknen, während alle Andern ihre Gedanken nur auf Belustigung gerichtet hatten.

Wir begeben uns nach dem Posthügel.

Es hatte gerade zehn Uhr Abends geschlagen, als Ahrnell denselben hinanstieg. Er hatte nicht mehr die abgetragenen schlechten Kleider an, die er Vormittags auf dem Leibe gehabt, sondern war mit einem blauen Matrosenmantel, weißen Pantalons und einem blanken Hute ausstaffirt, welcher tiefer in die Stirne gedrückt war, als es sonst bei Seeleuten zu geschehen pflegt.

Er blieb bei dem letzten Hause stehen, bevor man zu dem Zollgebäude kommt, und schaute sich genau ringsum. Kein lebendes Wesen war sichtbar. Als er sich völlig überzeugt hatte, daß ihn Niemand sah, zog er einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre, worauf er eintrat und sie wieder hinter sich verschloß.

Auf der Katharinenkirche schlug es halb eilf Uhr, als Ahrnell wieder auf die Straße trat und sich eiligst

von dem einsamstehenden Hause entfernte, ohne weder zur Rechten noch zur Linken zu sehen.

Er merkte nicht, daß ein Mann an dem Plankenwerk gegenüber gelehnt stand und gleichsam den Eingang zu der Wohnung des Wucherers bewachte. Er entfernte sich von seinem Posten unmittelbar nach Ahrnell und schlug denselben Weg wie jener ein.

Auf dem Posthügel stießen sie auf einen Mann, welcher ganz so wie Ahrnell gekleidet war und ein Dienstmädchen bei sich hatte. In dem Augenblick, da Ahrnell an ihnen vorüber ging, äußerte das Mädchen:

„Jetzt müßen wir uns trennen; in fünf Minuten kommst Du nach. Ich lasse die Thüre unverschlossen."

Um eilf Uhr Nachts lichtete die Brigg Elvira den Anker und ging unter Segel. Eine leichte Brise führte das schöne Fahrzeug hinweg aus der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Es hatte die Blockhausspitze passirt, als ein Seemann mit verstörtem und erregtem Aussehen nach der Rentmeisterstreppe herabkam. Er starrte hinaus auf die See, nach dem Punkte, wo die Elvira vor Anker gelegen war. Er murmelte eine Masse Flüche über das Fahrzeug, den Kapitän und den Wind, welcher umgeschlagen hatte, so daß die Elvira unter Segel gehen konnte. Es sah aus, als ob der Abgang des Schiffes ein Unglück für den Mann wäre.

VI.

Am zweiten Mai circulirte in der Hauptstadt das Gerücht, daß ein gräßlicher Mord an einem alten, als Wucherer bekannten Kämmerer Namens Hengel begangen worden war. Er hatte ganz allein mit einem Dienstmädchen in seinem eigenen Besitzthume auf der Zollschanze gewohnt. Die Magd hatte, so lautete der Bericht, Morgens beim Eintritt zu ihrem Herrn, denselben hart vor der Schlafzimmerthüre, in seinem Blute schwimmend gefunden. Eine einzige tiefe Wunde am Kopf, wodurch die Hirnschale zerschmettert worden war, hatte seinen Tod herbeigeführt. Die Geldkasse war erbrochen und ausgeleert worden. Zu dem Morde hatte sich also ein Diebstahl gesellt.

Am dritten Mai las man nicht allein die vollständigste Beschreibung von dem Morde, sondern vernahm auch, daß man starken Verdacht gegen den Liebhaber der Magd hegte, einem Matrosen an Bord der von Kapitän Strömberg geführten Brigg Elvira. Der Argwohn fiel auf Andersson, erstlich weil er, ungeachtet die Elvira unter Segel gegangen war, sich noch in Stockholm befand, und zweitens, weil man am vorangehenden Abend gesehen hatte, wie er sich in Hengels Haus begab und sich wieder aus demselben entfernte. Sowohl er als das Dienstmädchen waren in Verhaft genommen und die Untersuchung in Bezug auf den Mord eingeleitet worden.

Die Nachforschungen wurden mit viel Eifer und Gründlichkeit verfolgt, führten aber zu keinem Resul-

tat. Andersson bekannte, daß er sich bei seiner Geliebten, mit welcher er im Thiergarten gewesen war, aufgehalten hatte, läugnete dagegen hartnäckig jede Theilnahme an dem Mord und Diebstahl.

Was für seine Unschuld sprach, war die Thatsache, daß man bei ihm weder von den Geldern, noch den Kostbarkeiten, welche aller Vermuthung nach in der Geldkasse enthalten waren, Etwas vorfand. Ein weiterer Umstand verwickelte den Rechtsfall noch in hohem Grade, nämlich daß die Zeugen bezüglich der Zeit, zu welcher sie Andersson hatten in das Haus gehen sehen, nicht übereinstimmten. Einige nannten zehn, Andere eilf Uhr. Nach Einigen hatte er sich um halb eilf, nach Andern um zwölf Uhr wieder von dort entfernt.

Nachdem Andersson ein halbes Jahr im Kerker gesessen war, mußte man ihn aus Mangel an einem Beweise wieder freilassen.

Andere Ereignisse zogen inzwischen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Mord an dem alten Geizhals wurde vergessen, und sein Schwestersohn, ein armer Extraordinarius, welcher ihn beerbte, fühlte sich durch das Vermögen, in dessen Besitz er gelangte, vollkommen mit dem Verlust eines Verwandten versöhnt, welcher ihm niemals einiges Wohlwollen bezeigt hatte.

VII.

Während die Hengel'sche Mordgeschichte spielte, hatten in dem kleinen Hause an der Bauernstraße einige sehr wesentliche Veränderungen stattgefunden.

eine simple Magd war, nähte Hemden für Weißzeugläden und konnte sich von der Arbeit nur knapp ernähren; und als auch sie starb, standet ihr, Du und die verkrüppelte Stina, ganz allein da, und hattet Niemand außer mir. Ich beschloß also, keinen Halbherren, sondern einen ehrlichen Arbeiter aus Dir zu machen, welcher durch ein gutes Gewerbe sein Auskommen finden könnte.

„Allerdings ist es dumm für Dich gewesen, ein Handwerk zu lernen; aber das sage ich Dir, Calle, denke nicht daran, denselben Weg wie der Vater einzuschlagen, denn in diesem Falle wird nichts als ein elender Bursche aus Dir. Ich könnte Dir erzählen, daß es nichts Schlimmeres als solche Menschen gibt, welche weder das Eine noch das Andere sind, sondern glauben, sie haben etwas mehr in sich als anderes Volk. Ein Arbeiter muß ein Handwerk wählen von der Art, daß es seinen Mann ernährt. Schuhe und Kleider brauchen Alle, aber Ziersachen an Stühlen und Tischen brauchen nur die Reichen. Wenn man nun an dergleichen Krimskrams einen Verdienst haben will, so muß man schon zu den geschicktesten Leuten gehören; sonst geht es wie bei dem Vater, daß man nur von den geringern Schreinern Arbeit bekommt, und diese brauchen dergleichen Zierathen nicht oft. Alles Kunstgewerbe macht große Ansprüche an seine Arbeiter, und darum Schuhmacher bleib bei Deinem Leisten."

„Mag schon sein, aber ich glaube doch nicht, daß ich für den Leisten geboren bin."

„Schweig', Junge, und schwatze mir nicht so

dummes Zeug;“ fiel Nisse mit einer an ihm ungewöhnlichen Heftigkeit ein.

Calle schaute ihn von der Seite an, aber lächelte für sich hin und schien nicht im Mindesten darüber erschrocken. Nach einer kurzen Pause äußerte er:

„Nun, Nisse, warum sagtest Du, daß es so nichts tauge wie es jetzt geht?“

„Darum, weil Du bei mir nichts lernen kannst, woran Etwas ist. Ich dachte ernstlich daran, Du und ich, wir sollten auswandern. In N—köping haben wir einen Vatersbruder, welcher auch Schuhmacher ist. Er besitzt eine große Werkstätte mit vielen Arbeitern und hat mir geschrieben, ich sollte dorthin kommen. Nun ist meine Meinung, Du und ich, wir sollten Sack und Pack auf den Rücken nehmen und uns auf den Weg machen. Dort bekämest Du mit einem ordentlichen Meister zu thun, einem wackern Mann, der Dich in das Gewerbe einpauken, Dir Feuer machen könnte, und dadurch kämest Du von mir weg und dürftest nicht erst in einer fremden Werkstätte so viel ausstehen. — Nun, Calle, was sagst Du zu der Sache?“

Calle fuhr mit allen zehn Fingern in sein reiches braunes Haar und begann es tüchtig durchzuhecheln.

In diesem Augenblicke klopfte Jemand an die Werkstattthüre. Calle rief ein gewaltiges „Herein,“ und es erschien eine hübsche, braunäugige Dirne mit den frischesten Wangen, dem schönsten Haare und dem kleinsten entzückenden Munde, das Ganze in einen schwarzseidenen Shawl gehüllt, welcher mit einer gewissen Koketterie unter dem Kinn geheftet war.

„Wohnt der Schuhmacher Gustavsson hier?" fragte das Mädchen und blieb an der Thüre stehen.

„Allerdings, schönes Jüngferchen," antwortete Calle. Nisse schwieg und sah das Mädchen an.

„Pastor Z. hat meiner Herrschaft gesagt, daß der Herr so gut arbeite, und darum soll ich denselben bitten, zu uns zu kommen, um den Kindern das Maß zu neuen Schnürstiefeln zu nehmen; es müßte aber heute Nachmittag geschehen."

„Wo wohnt die Herrschaft der Jungfer?" fragte Nisse und machte eine ganz artige Verbeugung.

„In der Zollpfortenstraße Nr. 00, eine Treppe hoch. Der Herr darf nur nach dem Bankkommissär H. fragen."

„Ich werde kommen," antwortete Nisse, welcher seine Augen von der hübschen Sendbotin gar nicht abwenden konnte.

„Vielleicht kann ich zugleich die Schuhe hier zum Flicken da lassen; es sind meine eigenen," nahm das Mädchen abermals das Wort, „und es wäre mir sehr darum zu thun, sie recht bald wieder zu erhalten."

„Die sollen bis zum Nachmittag fertig werden," versprach Nisse. Das Mädchen machte einen zierlichen Knicks, Nisse verbeugte sich erröthend, worauf sie sich entfernte.

Eine Weile, nachdem das Mädchen gegangen war, begann Calle:

„Als die Jungfer des Pastors Z. erwähnte, kam mir wieder Ahrnell und der Mord in Sinn."

„Was hat Ahrnell damit zu schaffen?" fiel Nisse ein, „und wie kannst Du an beides zugleich denken?"

„Ja, es sieht mit der Sache so ein wenig konfus

aus," meinte Calle und warf die Ahle von sich. „Erinnere Dich, Nisse, daß ich am Abend des ersten Mai mit den Stiefeln für den Wachtmeister auf die Zollschanze ging. Es war schönes Wetter. Der Wachtmeister setzte mir einen Trunk frisches Bier vor, und so pressirte es mir nicht sonderlich, sondern es wurde eilf Uhr, ehe ich heimkam. Als ich an des Kämmerers Haus vorüber zog, ging die Thüre auf und ein Seemann trat heraus. Ich guckte dem Burschen in's Gesicht und — es kam mir akkurat vor als ob er Ahrnell wäre."

„Du bist ein Narr, Junge!" rief Nisse. „Du begreifst doch, daß Du falsch gesehen hast. Vielleicht hat Andersson Aehnlichkeit mit ihm."

„Ja, in den Kleidern, aber nicht in der Physiognomie, das kann ich wohl sagen. Ich habe Andersson gesehen, als man ihn festnahm, und er war allerdings ganz gleich mit jenem Mann gekleidet, den ich von dem Kämmerer heraustreten sah, aber es war doch etwas ganz Anderes. Der, welchen ich erblickte, hatte schrecklich viel von Ahrnell. Nun habe ich sehr darüber nachgedacht und mich gefragt, ob ich nicht eine Sünde damit gethan, daß ich die Sache verschwieg. Vielleicht sollte ich hingehen und Zeugniß ablegen."

„Nein, es war ja nicht heller Tag, als Du den Seemann sahest, und ich sage Dir, Calle, Du hast dich bestimmt geirrt."

„Aber wenn er es nicht gewesen, so war es doch auch Anderson nicht," erwiederte Calle, „und wenn es nun Ahrnell wäre, der . . . ."

„Calle, Calle, man muß von einem Menschen

nichts Schlechtes denken, weil er arm ist," fiel Nisse ein. „Ahrnell ist ja immer ein rechtschaffener und ehrlicher Mann gewesen, obwohl er in so schlechte Umstände gerathen war."

„Nun ja, das ist ja der Seemann auch gewesen," wandte Calle ein.

„Nicht so ganz; er war als unordentlich und unzuverlässig bekannt; das stand in den Zeitungen zu lesen; und nun, Calle, reden wir nicht mehr von der Sache."

Calle schwieg, aber sah nicht recht zufrieden aus.

Am Nachmittag putzte Nisse sich auf und ging zu dem Bankkommissär, von welchem er eine Bestellung auf sechs Paar Schnürstiefel für die Kinder sammt Vorschuß zum Einkauf des Leders erhielt. Nun herrschte Freude und Munterkeit in der kleinen Werkstätte. Nisse arbeitete für Sieben, während er seine Lieder sang. Calle bekam auch fleißig zu thun mit Flicken und Flecken des alten Schuhwerks, das zum Ausbessern kam.

Als die Bestellung fertig war, erhielt Calle den Auftrag, sie dem Bankkommissär, sammt der Rechnung, welche zu schreiben Nisse schrecklich viel Mühe gekostet hatte, zu überbringen.

Die Herrschaft war nicht daheim, aber die freundliche Louise erklärte, Calle könne wohl warten. Während er in der Küche saß, kam ein kleiner Junge mit einem Rindenstückchen und einem Messer. Er wollte durchaus, Louise sollte ihm ein Boot schnitzeln, aber das junge Dienstmädchen hatte keine Lust dazu.

Calle faßte sich Muth und versprach ihm ein kleines Fahrzeug aus dem Rindenstück zu machen.

Gerade als er damit fertig war, kam der Bankkommissär. Die Schuhe wurden bezahlt, und ein Paar Stiefel zum Ausbessern mitgegeben, und Calle entfernte sich mit dem Versprechen, dem kleinen Bürschchen bis zum nächsten Mal ein Pferd zu schnitzeln.

Gustavsson bekam durch seinen neuen Kunden noch andere, so daß er bis auf Weiteres sich die Reise nach N—köping aus dem Sinne schlug.

IX.

Einige Wochen vergingen. Das Interesse, womit Calle den begangenen Mord verfolgte, erlosch. Er hatte an Anderes zu denken bekommen. Er war wohl fleißiger als zuvor geworden, aber es sah aus, als ob er im Gegensatz zu Nisse, jetzt da sie viel zu thun bekamen, seine heitere Laune verlöre. Man hörte Calle nicht mehr in Nisse's Gesang einstimmen; man sah ihn nicht mehr mit den Kindern im Hofe sich herumtummeln oder in einen Scherz mit Nisse einlassen. Der Junge war schweigsam und trocken, ohne daß Nisse die Ursache davon sich erklären konnte.

An einem schönen Samstag Abend im Juli saß er auf der Schwelle ihrer Wohnung. Die kleinen zerlumpten Kinder spielten nicht im Hofe, wo sie sich sonst zu belustigen pflegten. Sie waren hinaus ins Freie gezogen. Stina hatte sich zu irgend einer Kaffeeschwester begeben, und Nisse arbeitete, während er um die Wette mit dem Zeisig sang, welcher in einem rothangestrichenen Käfig saß.

Calle sang nicht, sondern war eben daran, ein

Pferd aus einem Stückchen Holz zu schneiden. Er hatte wahrscheinlich lang daran gearbeitet, denn das Pferd selbst war fertig, und er befaßte sich nur noch mit den Details, mit Mähne und Augen. Es war wirklich ein kleines Meisterstück in seiner Art. Der Knabe schien auch von seiner Arbeit in so hohem Grade interessirt, daß er weder auf den schönen Abend, noch auf Nisse's Gesang achtete, sondern nur Sinn für sein Geschäft hatte.

Die Thüre von der Straße ging auf und ein älterer Herr trat in den Hof.

„Wohnt hier Jemand, der Tauben verkauft?" fragte er zu Gustavson gewendet.

„Ja, meine Schwester, aber sie ist ausgegangen," antwortete Nisse.

Der Fremde und der Schuhflicker besprachen den Preis mit einander. Der Herr wollte drei Paare kaufen und den folgenden Tag herschicken und sie abholen lassen.

Während dies verhandelt wurde, hatte Calle, welcher bei dem ersten Erscheinen des Fremden einen aufmerksamen Blick auf ihn geworfen, seine Arbeit wieder aufgenommen, ohne sich um Stina's Taubenaffäre zu bekümmern.

Der alte Herr lüftete den Hut, als Alles abgemacht war, und schien im Begriff, sich zu entfernen, als in demselben Augenblick seine Augen auf Calle's Arbeit fielen.

„Schnitzest Du in Holz?" fragte er und näherte sich dem Knaben.

„Er unterhält sich damit in müssigen Stunden," antwortete Nisse. — „Es ist durchaus nicht sein Hand-

werk, denn er soll Schuhmacher werden," setzte er hinzu, augenscheinlich besorgt, der Fremde möchte eine so schlechte Meinung von seinem Bruder, als ob derselbe ein Holzschneider wäre, fassen.

„Hast Du ohne Hülfe von Jemand das Pferd hier geschnitzt?" fragte der Herr und nahm das noch nicht fertige Kunstwerk aus der Hand des Knaben.

„Ja wohl, und ich könnte wohl noch viel besser schnitzeln, wenn . . . ."

„Wenn was?" fuhr der Herr fort und betrachtete das hölzerne Pferd mit der Aufmerksamkeit eines Kenners.

„Wenn ich nicht gezwungen wäre, Schuhmacher zu werden; aber sehen Sie, nun ist die Sache abgemacht, und ich habe blos zur Kurzweil da für des Bankkommissärs Erik geschnitzelt."

„Du hast ungewöhnliche Anlagen," nahm der Fremde wieder das Wort, „und Du solltest wohl etwas Besseres als Schuhmacher werden."

„Und warum das?" fiel Nisse ein. „Der Schuhmacher leidet keinen Hunger, wenn er ordentlich ist. Seine Arbeit verschafft ihm ein Auskommen."

„Das thut jede Arbeit," antwortete der Herr, „wenn wir nur in unserem Fache tüchtig sind. — Willst Du mir das Pferd hier verkaufen, wenn Du es fertig hast? Ich werde es Dir gut bezahlen."

„Recht gern, aber ich habe es des Kommissärs Erik versprochen."

„Du kannst ihm ein anderes schneiden. Komm' morgen mit demselben und den Tauben zu mir. Hier hast Du meine Adresse."

Der Herr nahm eine Visitenkarte heraus und

schrieb mit Bleistift darauf, wo er wohnte, übergab dieselbe C lle und entfernte sich.

Das Rollen eines Wagens unmittelbar darauf gab zu erkennen, daß er nach diesem entlegenen Theil der Hauptstadt gefahren war.

Calle buchstabirte und buchstabirte auf der Karte, aber es wollte ihm nicht recht gelingen, den Namen und die Adresse zusammen zu setzen, sondern er mußte Nisse zu Hülfe nehmen. Endlich brachten sie durch gemeinschaftliche Bemühungen Folgendes heraus:

Professor Moritz Schneider, Rother Bau Nro. 0.

„Professor,“ sagte Calle, „das ist etwas recht Vornehmes.“

„Wenn auch nicht so schrecklich vornehm, so ist es doch ein mächtig gelehrter Mann; aber ich glaube doch, Du solltest nicht hingehen.“

Nisse schwieg und Calle versank in Gedanken. Eine Weile darauf arbeiteten beide; aber Nisse sang nicht mehr; jetzt war es Calle, welcher ein Lied anstimmte.

Wochen waren vergangen, ohne daß Nisse ihn singen gehört hatte, so daß jetzt der redliche Schuhmacher nicht wenig erstaunte. Er murmelte bei sich selbst:

„Was macht dem Jungen solche Freude? Sollte es die Aussicht sein, das Pferd hier zu verkaufen?“

Calle dagegen dachte während seines Gesangs:

„Jetzt will ich nicht mehr grübeln; ich kann noch wohl der Nothwendigkeit, Schuhmacher zu werden, entgehen, wenn ich damit Geld verdiene, daß ich Pferde und alte Kerle aus Holz mache.“

X.

Professor Moritz Schneider war ein Künstler von einem großen Namen. Er war als Bildhauer und Maler gleich ausgezeichnet und im Uebrigen als ein vielseitig gebildeter und geistreicher Mann bekannt.

Als Künstler bewundert und renommirt, als Genie gepriesen, wurde er als Mensch viel verleumdet. Sein Privatleben wurde eben so getadelt, wie sein öffentliches gerühmt. Der Künstler wurde allgemein hochgeachtet; über den Mann gab es viel zu flüstern, was jedoch Niemand laut auszusprechen wagte, denn er hatte es verstanden, durch seine ungewöhnlichen und großen Gaben sich über Klatschereien zu erheben, so daß man sich nicht getraute, aufzutreten und ihm ins Gesicht, oder hinter seinem Rücken zu erzählen, was die Leute zu wissen glaubten.

Einer von den Gründen, welche beträchtlich dazu beitrugen, den Professor auf der Höhe, die er eingenommen, zu erhalten, war, daß er sich ökonomische Unabhängigkeit zu verschaffen gewußt hatte. Er brauchte seine Künstlerschaft nicht zur Industrie zu erniedrigen, so daß er in die Nothwendigkeit versetzt gewesen wäre, mit derselben Handel zu treiben, oder mit seinem Talente zu wuchern.

Wäre Schneider arm gewesen oder hätte mit der verzehrenden Sorge für sein Auskommen arbeiten müssen, so ist es wahrscheinlich, daß seine Schöpfungen niemals die Vollendung, welche ihnen nunmehr zukam, erlangt hätten; die Ausführung wäre niemals so sorgfältig, die Eingebung niemals so bestimmt und

für seine Phantasie anschaulich; die Hand, welche modellirte, malte oder in Marmor meiselte, niemals so sicher geworden. Das Bedürfniß, schnell eine Arbeit fertig zu bringen, hätte unwillkürlich eine nervöse Reizbarkeit und eine beständige Verrückung des Gedankengangs hervorgebracht, wodurch die Aufmerksamkeit von dem Geschäft, von welchem sie ausschließlich in Anspruch genommen sein mußte, abgezogen worden wäre.

Armuth, Kümmernisse und Noth bilden die Furien, welche die Inspiration zerstören und die schönsten Schöpfungen der Phantasie in fragmentarische Fetzen verwandeln, die nicht einmal ahnen lassen, was sie hätten wiedergeben sollen.

Schneider hatte sich wohl gehütet, Freunde oder Bekannte um Geld angehen zu müssen. Ein Genie, welches Anlehen machen muß, bleibt in den Augen derer, welche ihm damit aushelfen, immer ein untergeordnetes Wesen. Ein Genie, welches in einer Dachkammer arbeitet und die Noth zur Gefährtin hat, flößt niemals die Bewunderung ein, weckt niemals das Interesse, wie das Talent, welches in einem eleganten Hause wohnt.

Professor Schneider war zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, ein Mann von fünfzig Jahren, Wittwer und Vater mehrer Kinder, wovon die meisten im Auslande lebten. Nur der jüngste Sohn aus der ersten Ehe, und das einzige Kind, ein Mädchen, von der zweiten Frau, waren daheim.

Das Familienleben hatte für den unruhigen und geistreichen Mann niemals einigen Werth gehabt. Er war allerdings zweimal in die Ehe getreten, aber

ohne eine dieser Verbindungen aus dem Bedürfniß einzugehen, eine Gattin als die beste Freundin an seiner Seite, oder Kinder zu haben, um für sie zu leben und zu arbeiten. Seine beiden Gattinnen waren schöne Frauen gewesen, welche das Interesse des Künstlers erweckt, auf seinen Schönheitssinn gewirkt hatten, und da sie Familien angehörten, bei welchen sich nicht denken ließ, er könnte anders als durch eine Heirath in deren Besitz kommen, so hatte er sich verehlicht, so wenig er auch geneigt war, irgend ein Band zu knüpfen. Er hatte sich ebenso wenig durch die ehelichen Pflichten allzu streng binden lassen; sondern da er nach einiger Zeit bei seiner Gattin sich langweilte, so genirte er sich nicht sonderlich mit dem Gelübde der Treue, sondern brachte seine Huldigung und das Opfer seines Herzens auf dem Altare dar, wo dergleichen Spenden angenommen wurden. —

Selbst ein Mann, welcher sowohl äußere als innere Eigenschaften besaß, um ein Frauenherz zu gewinnen, war er von seinen Frauen geliebt worden; und da dieselben sich vernachläßigt und verlassen sahen, war die natürliche Folge, daß sie in Kummer versanken. Der letztern wurde es vom Schicksal erspart, den bittern Kelch dieses stillen Leidens zu leeren, welchen der veränderliche Mann ihr darreichte. Sie starb an der Cholera nach dreijähriger Ehe. Die so früh Heimgegangene hinterließ ein einjähriges Mädchen.

Gegenwärtig führte dem Professor seine Schwägerin Edith Hjort das Hauswesen. Sie war nach Stockholm gereist, um die Schwester zu begrüßen, welche während Ediths Besuch starb und in den

letzten Augenblicken ihre kleine Tochter derselben anvertraute.

Edith war damals fünfundzwanzig Jahre alt und besaß einen scharf ausgeprägten, selbstständigen, festen und bestimmten Charakter. Ihr Aeußeres und Inneres standen in vollkommener Harmonie mit einander. Sie war hochgewachsen, wohl proportionirt, stark gebaut und von stolzer Haltung, mit ein paar offenen, tiefblauen Augen und regelmäßigen Zügen. — Das Gesicht war schön, der Ausdruck bestimmt, und der ganze Charakter darin solcher Art, daß er zugleich Vertrauen und Achtung einflößte.

Als ihre geliebte Schwester beerdigt war, hatte Edith ihrem Schwager mit festem Tone erklärt:

„Moritz, ich habe Antonie in ihrem letzten Augenblick gelobt, bei ihrem Kinde zu bleiben, und ich gedenke mein Wort zu halten. Ich habe meinen Vormünder bereits davon unterrichtet.“

XI.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem der Professor Wittwer geworden. Edith war dem Kinde ihrer Schwester fortwährend eine treue Mutter und hatte beschlossen, demselben ihr Leben zu widmen.

Schneider wohnte allein in einem kleinen, schönen Hause. Das zweite Stockwerk wurde von Edith, das erste von dem Professor selbst benützt. In einer Dachkammer war der Sohn aus erster Ehe einlogirt worden, und im Erdgeschosse befanden sich des Professors Atelier und Werkstätte.

Zwischen dem Professor und seiner Schwägerin herrschte ein höchst eigenthümliches Verhältniß. Er hegte einen gewissen Respekt vor ihr. Edith begegnete dem Schwager mit jener kalten Ruhe, jener entschiedenen Bestimmtheit, welche sie im Allgemeinen kennzeichnete und jeden Versuch abwehrte, die Rolle des Gebieters zu spielen, welche er gegenüber von seinen Frauen und seiner übrigen Umgebung sich beigelegt hatte.

Ediths unabhängige, ökonomische Stellung trug dazu bei, ihre Selbstständigkeit zu unterstützen; denn die Obhut und Sorgfalt, welche sie seinem Hause widmete, war eine Gefälligkeit, die sie ihm einzig und allein aus Liebe zu der kleinen Sylvia erwies.

Der Professor war gleich allen andern Genie's kein Freund von ökonomischen Angelegenheiten und hatte die Leitung derselben immerdar seiner Gattin überlassen, um auf solche Weise der Störung durch stündliche Ausgaben zu entgehen.

Er fand nun in Edith eine Frau, welche mit Klugheit und Umsicht der Sache sich unterzog. Der Egoismus unseres Professors war somit allzu sehr dabei interessirt, daß Edith eine Mutter für seine Tochter und die Wirthschafterin seines Hauses bliebe, als daß er nicht Alles that, was von ihm abhing, um seiner Schwägerin die Achtung und Aufmerksamkeit, welche sie fordern konnte, zu erweisen. Nimmt man hinzu, daß Edith schön, daß sie stolz und unzugänglich war, so läßt sich leicht erklären, warum sie über ihren Schwager eine nicht unbedeutende Gewalt ausübte.

Es war Montag, nachdem der Professor den Besuch bei Gustavsson gemacht hatte. Edith saß über der Arbeit in einem großen, schönen, von Blumen und Sonnenschein erfüllten Salon, der mit dem ausgesuchtesten Geschmack möblirt und reich mit Gemälden und Skulpturarbeiten geschmückt war.

Die Fenster waren geöffnet, und die frische Luft vom Strom umspielte die üppig grünen Topfgewächse. Auf der weichen Matte saß die kleine Sylvia, und auf einem der kleinen Sopha's lag ein Jüngling von achtzehn Jahren ausgestreckt, welcher ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hielt. Er hatte jedoch die Augen nicht auf das Buch geheftet, sondern starrte zur Decke hinauf. Sein Angesicht war bleich und seine Miene zeugte von Erbitterung.

Edith, welche an einem der Fenster saß, vor welchem ein mit Nähzeug bedeckter Tisch stand, arbeitete fleißig fort, während eine friedliche Ruhe ihr Angesicht verklärte. Ein paar Mal sah sie auf und schaute den Jüngling an, aber ohne daß sie ein Wort sagte, um seinen Gedankengang zu unterbrechen, oder ihn zur Wiederaufnahme seiner Lektüre zu bestimmen.

Endlich erhob sich die kleine Sylvia, eilte zu dem Bruder hin und sagte:

„Richard, bessere mir da den Mann aus."

Der Jüngling fuhr zusammen, erhob sich hastig, schob das Mädchen bei Seite, und rief in heftigem Tone:

„Nein, es geht nicht; es muß zum Ende kommen. Er und ich, wir müssen mit einander reden, und sollte es unser letztes Wort auf Erden sein."

Er näherte sich Edith, welche ihre Näherei bei-

seite legte, während sie Sylvia aufforderte, ihre Spielsachen wieder zur Hand zu nehmen.

„Ich habe," fuhr Richard fort, „es vermieden, seit Antonia's Tod mit ihm in Berührung zu kommen; ich habe Alles gethan, damit das Verhältniß zwischen uns besser würde, als es gewesen, aber nun ist es mit meiner Geduld zu Ende."

„Hast Du es reiflich überlegt?" bemerkte Edith ernst. „Glaubst Du durch einen Bruch mit deinem Vater Etwas gewinnen zu können? Ich fürchte, daß Du dir dadurch nur Leiden bereitest."

„Und was sollte ich wohl verlieren? Kann er weniger als Nichts für mich thun?"

„Ein Bruch wird zu einem Skandal führen, Richard, und den Gewinn davon kann ich nicht einsehen. Dein eigener Stolz, deine Achtung vor dem Namen eines ausgezeichneten Künstlers sollte dich davon abhalten."

„Was frage ich nach Namen, wenn meine Zukunft zerstört ist, wenn er mir jede Aussicht, Etwas zu werden, versperrt hat?"

„Sprich nicht so, sondern höre mich an."

Edith gab Sylvia die Puppe, welche sie ausgebessert hatte, und gebot dann dem Mädchen, seinen Platz wieder einzunehmen. Darauf wandte sie sich zu Richard, welcher, die Arme über der Brust gekreuzt, stehen geblieben war und düster die schöne Frau betrachtete.

„Setze Dich hieher zu mir und versuche kaltblütig zu denken; so wollen wir deine Lage näher untersuchen, und Du magst dann selbst entscheiden, was

Du durch einen Bruch mit deinem Vater zu gewinnen oder zu verlieren hast."

„Laß uns kaltblütig untersuchen, sagst Du," wiederholte Richard und setzte sich auf einen der Fauteuils. „Kann wohl derjenige kaltblütig sein, welcher jeden Augenblick mit dem Sturz in einen Abgrund bedroht ist? Kann der kaltblütig sein, welcher einen lieblosen Vater sein ganzes Leben zerstören sieht?"

„So sei es nicht, wenn Du mit Heftigkeit mehr gewinnst, Brausekopf," sagte Edith. „Inzwischen versuche es, dir meine Gedanken sagen zu lassen, ohne daß Du mich unterbrichst."

Richard lehnte sich in den Sessel zurück und fuhr mit der Hand über die Stirne.

Edith fuhr fort: „Nimm an, Du gehest zu deinem Vater und sagst: ‚Ich will nicht als Handwerker so fortleben; ich fordere die Erziehung, zu der ich berechtigt bin; ich habe nicht im Sinne, mich in eine Laufbahn zwingen zu lassen, die mir zuwider ist' u. s. w. Was glaubst Du, daß dein Vater zur Antwort geben würde? Du hast kein Vermögen von deiner Mutter, Du hängst ganz und gar von ihm ab. Weißt Du, was er sagte, im Fall Du so aufträtest? Nun, er wiese dich aus seinem Hause und brächte dich einfach bei einem Färber in die Lehre.' Er würde Dir verbieten, vor seinen Augen zu erscheinen, und ließe dich dein Brod wie ein gewöhnlicher Arbeiter verdienen. Das würde bald bekannt. Der Sohn des Professors Schneider ist von seinem Vater wie ein simpler Arbeiter in die Welt hinausgestoßen worden. Man würde dich bemitleiden und wieder etwas Neues von

deinem Vater zu erzählen bekommen, was zu den andern Dingen, die man sich von ihm berichtet, recht gut passen dürfte. — Du gewännest Nichts, aber Du verlörest viel dadurch, daß Du den Geschichten, welche über Professor Schneider cirkulirten, und womit man sich in den letzten zwei Jahren weniger beschäftigte, neuen Vorschub leistetest. Du würdest deine gegenwärtige Stellung verändern und aus einem bezahlenden Zögling in einer Färberei, welcher von allen gröbern Geschäften befreit ist, ein Arbeiter werden, welcher für seinen Unterhalt bei Allem, was vorkommt, Hand anlegen müßte. Mir dünkt, Richard, Du hast bereits so bittere Erfahrungen gemacht, daß Du den Versuch nicht wagen solltest, noch einmal deinen Vater aufzureizen und in den Fall zu setzen, die Macht, welche er über dich besitzt, dich fühlen zu lassen. Nein, es gibt nur eine Manier bei ihm, zu bitten und den günstigsten Augenblick abzuwarten, da man sich getrauen darf, ein Wort der Wahrheit mit ihm zu sprechen."

„Günstig oder nicht, Edith, das Wort muß gesprochen werden. Ich kann nicht länger zögern."

Edith legte dem Jüngling ihre Hand auf die Schulter und sagte mit tiefem Ernste:

„Richard stelle Dir jetzt vor, Antonia bitte Dich, mit deinem Vater nicht zu brechen, sondern den Versuch zu machen, in dem Berufe, in welchen er Dich geworfen hat, Dir einen Weg zu bahnen, welcher zu Unabhängigkeit und Ansehen führen kann. Glaube, daß ich in diesem Augenblick mit ihrer Stimme rede und Dir den Rath gebe, welchen sie Dir zuflüstern

würde, im Fall ihr Geist, der uns umschwebt, reden könnte."

Der Jüngling ließ den Kopf sinken und bedeckte das Angesicht mit den Händen.

„O Edith, Edith!" murmelte er, „warum berufst Du dich auf sie? Warum mit ihrem Geiste meine aufrührerischen Gefühle bezwingen?"

Es trat eine Pause ein, während welcher Richard unbeweglich, in Gedanken versunken, dasaß. Darauf erhob er sich mit den Worten:

„Von Neuem besiegt!"

Er reichte Edith die Hand, indem er hinzusetzte: „Einstweilen lebe wohl, ich gehe in die Färberei. — O, wenn die Natur wenigstens so barmherzig gewesen wäre und mir nicht diesen unauslöschlichen Durst nach Wissen, diesen brennenden Ehrgeiz, diesen unruhigen Geist gegeben hätte, welcher aus Mangel an Etwas, das ihm Nahrung gibt, sich selbst verzehrt! Jetzt sollen alle die Gaben, womit ich ausgerüstet bin, in einer Färberei und unter einer so lumpigen Arbeit erstickt werden, wie diejenige, welche erforderlich ist, um einem Stücke Zeug diese oder jene Couleur zu geben. Gestehe, Edith, daß meine Anlagen mich berechtigt hätten, etwas Anderes als ein Färber zu werden."

„Du hättest fortstudiren sollen, das gebe ich gern zu; aber stelle Dir vor, Du seiest als der Sohn eines einfachen Arbeiters geboren, Du habest selbst das Gewerbe eines Färbers für dein Auskommen gewählt. Deine Unabhängigkeit würde dann davon abhängen, daß Du in diesem Gewerbe es zur Geschicklichkeit brächtest, daß Du ein ausgezeichneter

Färber würdest. Wie hättest Du gehandelt? Je nun, Du hättest deine Wißbegier und deine intellektuellen Gaben dazu angewendet, Erfindungen und Verbesserungen in der Färberei zu machen, so daß Du einer der vornehmsten darin geworden wärest. Deine Wißbegier hätte dich bestimmt, wie jetzt durch gründliche chemische Studien dein Gewerbe zu erhöhen und durch Anwendung derselben zu vervollkommnen; und Du wärest ein ausgezeichneter Mann auch als Färber geworden. Wirf deßhalb diese Wehklage über Etwas, das sich nicht ändern läßt, von Dir. Vergeude dein Leben nicht mit Unzufriedenheit, verschleudere deine Zeit nicht mit Verachtung des Gewerbes, welchem Du dich zu widmen gezwungen bist, während Du dich nach Etwas sehnst, das nicht zu erreichen steht. Richte dein Interesse und deine Seelenkräfte auf die Bahn, welche die deinige werden muß."

„Wäre ich das Kind eines einfachen Arbeiters, so hätte sich das machen lassen; nun aber zwingt die Noth mich nicht zu dieser Unterwürfigkeit," wandte Richard ein.

„Die Noth," fiel Edith ein, „warum nicht ebenso wohl die Nothwendigkeit. Und diese, Richard, gebietet Dir, dem Sohne des gebildeten Arbeiters, Dich damit zu versöhnen, daß Du gleicherweise Arbeiter wirst. Dein Vater ist ja nichts Anderes, wenn auch in der Kunstwelt, und im Grunde sind alle, von dem höchsten Beamten bis zu dem ärmsten Köthner nichts als Arbeiter. Das Große bei dem Menschen ist ja gerade, durch die eigene Wirksamkeit sich selbst zu adeln und durch sich selbst der Arbeit Adel zu

verleihen. Kein Gewerbe ist schlecht oder simpel, wenn wir durch unsere Tüchtigkeit dasselbe zu veredeln und unsere eigene Geschicklichkeit geltend zu machen im Stande sind. Du sagst, weil Du nicht eines armen Arbeiters Sohn wärest, hättest Du Anspruch darauf machen können, etwas Besseres, als ein Färber zu werden; aber wenn sich das nicht machen läßt, so suche die Lichtpunkte in dem, was dein Schicksal werden muß. Denke an alle die Schattenseiten, alle die Abhängigkeit, alle die Subordination, welche die Laufbahn des Beamten kennzeichnet. Du wirst zuerst als Extraordinarius antreten; dann erhältst Du eine definitive Anstellung; aber bevor Du so glücklich bist, zu einer solchen zu gelangen, mußt Du, um Beförderung und eine Zukunft zu gewinnen, darauf bedacht sein, Dich bei deinen Vorgesetzten gut zu stellen, Dich vor aller Selbstständigkeit in Wort und Werk zu hüten und in nicht geringem Grade zum Sclaven deiner Hoffnungen auf Avancement zu machen. Ein Beamter ist selten ein freier Mann."

„Aber ein Arzt ist es," fiel Richard ein.

„Wahr, aber mit welchen Schwierigkeiten hat nicht ein solcher zu kämpfen, bevor er Namen und Ruf, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit in materieller Hinsicht erlangt? Welche Mühen und Pflichten legt sich nicht ein Arzt auf? Wie ernst und wichtig ist nicht sein Beruf? Und wie oft wird er nicht die Last davon zu fühlen bekommen? Denken wir unparteiisch, Richard, so hat dein Vater Recht, wenn er behauptet, es gebe nur drei Klassen in der Gesellschaft, welche vollkommen frei sind, nämlich Hand-

werker, Künstler und Kaufleute. Bist Du ein Junge ohne Vermögen, wie es wirklich der Fall ist, so kommst Du schneller vorwärts, dadurch, daß Du dich auf ein Gewerbe verlegst. Hast Du große Verstandesgaben erhalten, so wende sie so an, um Dich zum Vornehmsten in deiner Branche zu machen, und erinnere Dich, daß wir alle Arbeiter sind."

Richard drückte Ediths Hand an seine Lippen mit den Worten:

„Dank, Schwester Antonia's, daß Du mich mit meinem Schicksal zu versöhnen gesucht hast. Mag es gehen! Ich bin bis auf Weiteres Färber und fahre ich fort, der sogenannten arbeitenden Klasse anzugehören, so will ich wenigstens einer der hervorragendsten in meinem Fache werden. Also zur Arbeit und zur Auszeichnung durch sie! Vorwärts! ist meine Losung."

Eine Magd trat in den Salon mit den Worten:

„Da ist ein Junge mit Tauben, welchen der Herr Professor hieher bestellt hat."

„Laß ihn in die Küche gehen und warten," sagte Edith; aber nun wollte Sylvia die Tauben sehen, und das Resultat war, daß Edith Befehl gab, den Jungen in den Saal kommen zu lassen, wohin das kleine Mädchen sich begab, um die Vögel, wie sie dieselben nannte, zu betrachten. Edith ging mit ihr. In dem Augenblick, da sie hier anlangten, trat auch der Professor ein.

Richard war im Salon geblieben.

Professor Moritz Schneider war von Gestalt eher klein als groß, hatte aber ein äußerst geistreiches Aussehen, lebhafte Bewegungen und ein paar Fal-

kenaugen; dazu gesellten sich im höchsten Grade angenehme Manieren und ein artiges, aufmerksames Wesen.

„Guten Morgen, beste Edith!“ sagte der Professor und küßte seiner schönen Schwägerin die Hand. „Ich hoffe, daß Du dich wohl befindest; deinem blühenden Aussehen nach zu urtheilen, nehme ich es für bekannt an.“

Edith antwortete lächelnd, daß sie wirklich die üble Gewohnheit an sich hätte, beständig wohl auf zu sein, und fügte eine artige Frage bei, wie der Schwager sich befände. Sie hatte ihn seit ein paar Tagen nicht gesehen, da er bei dem Essen, zu der einzigen Zeit, wo Edith und er eigentlich zusammentrafen, ausgeblieben war. Die Abende brachte der Professor selten zu Hause zu, und an den Vormittagen arbeitete er gewöhnlich in seinem Atelier.

Nachdem der Professor Ediths Frage beantwortet hatte, fiel es der kleinen Sylvia ein, ihren Vater zu begrüßen. Der Professor tätschelte der Tochter, ohne sie anzusehen, auf den Kopf und sagte:

„Schon gut, schon gut!“

Darauf wandte er sich zu Calle, welcher eben in den Saal vorgelassen worden war.

Er nahm die Tauben in Augenschein, fand sie schön und bat Edith, was sie kosteten zn bezahlen, worauf dieselben Karoline übergeben wurden, um sie in den Taubenschlag zu bringen.

Schneider war sichtbar ungeduldig, die Sache so schnell als möglich abgemacht zu sehen, um mit dem Jungen von etwas Anderem, was ihn mehr interes-

sirte, nämlich von dem in Holz geschnitzten Pferde sprechen zu können.

Es war ein hervorstechender Zug in Schneiders Gemüthsart, daß er für Jedermann, der einige artistische Anlagen hatte, ein warmes Interesse empfand. Er, der höchst ungern die nothwendigsten Ausgaben für seine Kinder bezahlte und sich nicht bestimmen ließ, Etwas für deren Erziehung zu opfern, konnte, wenn der Zufall ihm einen armen Jüngling mit kunstfertigem Sinn in den Weg führte, sehr große Ausgaben machen, um ihm aufzuhelfen und Gelegenheit zu verschaffen, sich auf das Studium dessen, wozu die Natur ihn bestimmt zu haben schien zu verlegen. Hätte eines seiner Kinder Neigung zur Malerei oder Skulptur gezeigt, er würde wahrscheinlich für dasjenige, welches diese Anlage besaß, größeres Wohlwollen, als es jetzt der Fall war, gefaßt haben.

Gegenüber von seinen Kindern hatte er nur einen Wunsch, nämlich, daß sie ihn so wenig als möglich kosten möchten, und daß er derselben je eher je lieber los würde. Einige Liebe zu ihnen schien er gar nicht zu besitzen, und obwohl er sonst freigebig und verschwenderisch sich zeigte, war er der Meinung, Alles, was für sie ausgegeben werden sollte, müsse zu seinem Untergang führen.

Er hatte zwei Söhne außer Richard. Der eine war in eine Maschinenwerkstätte gekommen. Der junge Mensch hatte gute Anlagen und wurde Mechaniker. Mit einundzwanzig Jahren reiste er nach England, ohne daß er vom Vater mehr als einige hundert Reichsthaler erhielt. Der Andere, welcher keine bestimmte Neigung an den Tag legte, aber einen

ungewöhnlich guten Kopf besaß, der ihn aus Mangel an passender Beschäftigung zu verschiedenen Extravaganzen verleitete, war zur See geschickt worden. Richard, der jüngste und bestbegabte, wurde schon sehr früh von dem Vater in eine Apotheke gebracht, um sich denselben vom Halse zu schaffen. Die Wißbegierde des Knaben bewirkte, daß er während seines Verweilens in derselben Chemie zu studiren anfing; in Folge davon wurde er viel in dem Laboratorium verwendet, so daß er während der zwei Jahre, welche er als Apothekerlehrling dort zubrachte, sich sehr gute chemische Kenntnisse erwarb. Als der Professor sich mit Edith's Schwester verheirathete, kam Richard heim. Er sollte sich damals auf seinen ersten Nachtmahlsgenuß vorbereiten. Zwischen ihm und seiner Stiefmutter entstand eine innige Freundschaft. Antonia suchte, so viel in ihrem Vermögen stand, zu seinem Besten zu wirken. Richard hegte den lebhaftesten Wunsch, Arzt zu werden; aber es war eben so vergeblich, Schneider überreden zu wollen, daß er ihn studiren lasse, als den Mond zu bitten, daß er auf die Erde herniedersteigen möchte. Während Richard zur Vorbereitung auf das heilige Abendmahl zu Hause war, verwendete er seine Zeit dazu, seine chemischen Studien fortzusetzen. Die Person, welche ihn eifrig dazu ermunterte und ihm die erforderlichen Bücher verschaffte, war seine Stiefmutter.

Nachdem er im Frühjahr zu Gottes Tisch gegangen war, bestimmte ihn sein Vater für das Gewerbe eines Färbers.

Es entstand nun ein harter Streit zwischen Vater und Sohn, welcher damit endete, daß der Vater einen

Färber, der als roh und im höchsten Grad ungebildet bekannt war, aussuchte. Zu ihm wurde Richard in die Lehre gethan.

Wir wollen nichts von der schweren Zeit sagen, welche der junge Mensch daselbst zubrachte, sondern blos erwähnen, daß er nach Verfluß einiger Monate seinen Platz verlassen durfte und nun wieder im elterlichen Hause weilte, obwohl er als bezahlender Zögling in einer größeren Färberei weiter lernte.

Während der Professor somit, ohne an die von ihm geübte Gewalt zu denken, den Sohn zu einem brutalen, unbändigen Menschen in die Lehre brachte, umgab er mit Beweisen der größten Theilnahme zwei arme Knaben, welche in seinem Atelier arbeiteten. Er verwendete auf deren Kunststudien viel größere Summen, als diejenigen, welche er für seine Kinder zusammen ausgegeben hatte.

Dieses Verfahren mußte unwillkürlich die Folge haben, daß jeder von des Professors Schützlingen zu einem Dorn in den Augen seiner Kinder wurde. Richard fühlte tiefer als einer der Brüder die Erbitterung gegen den Vater, weil er von Natur die größten Geistesgaben erhalten hatte und sich am meisten bewußt war, daß er etwas Ausgezeichnetes werden konnte, im Fall ihm die Mittel zum Studiren zu Theil würden.

Aber kehren wir zu dem Professor und zu Calle zurück.

„Nun, mein Junge," sagte der Erstere, „hast Du das Pferd, an dem Du arbeitetest, bei Dir?"

Calle machte einen Bückling, so artig, als er in seiner Eigenschaft als Schusterlehrling einen solchen

bewerkstelligen konnte, und überreichte dem Professor sein Meisterstück.

Schneider nahm das kleine hölzerne Pferd in Empfang und begann es mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, welche deutlich bewies, daß es ihm Vergnügen machte. Er stellte eine Menge Fragen an Calle, welche dieser freimüthig beantwortete.

Während dieses Verhörs kam Caroline herein und meldete dem Professor, daß zwei Herren da wären, welche mit ihm zu sprechen wünschten.

„Komm', mein Junge, hinunter in mein Atelier und warte daselbst," sagte der Professor und nahm Calle mit sich.

Edith kehrte mit Sylvia an der Hand in den Salon zurück. Die junge Dame fand Richard an einem der Fenster stehen. Als sie eintrat, wandte er sich mit den Worten zu ihr:

„Wieder Einer, der ihn Geld kosten wird, und zwar während er seinen Sohn aus Mangel an Mitteln zum Studiren einen Handwerker werden läßt. Gestehe, Edith, daß . . . . ."

„Deines Vaters ganze Seele an die Kunst gefesselt ist — ein Fehler, weßhalb man ihn nicht tadeln darf."

„Gewiß nicht, wenn daraus nicht folgte, daß er die Pflichten gegen seine Kinder mit Füßen träte."

„Richard," bemerkte Edith ernst, „beschäftige Dich nicht allzu viel mit deines Vaters Gleichgültigkeit gegen seine Verpflichtungen, sondern denke mehr daran, Dich zum Herrn deines Geschicks zu machen. Laß die Arbeit den Groll in deiner Seele ersticken, laß sie

deinen Trost und einen Ersatz für Alles werden, was Du gelitten zu haben glaubst."

„Du hast Recht, Edith. Was nützt es mich, diese armen Burschen, welchen er seinen Schutz angedeihen läßt, zu beneiden. Nun adieu, ich will gehen. Ich werde hinfort ebenso fleißig in meinem Gewerbe sein, als ich bisher träg und gleichgültig gewesen bin."

Richard näherte sich der Thüre, um zu gehen; aber in demselben Augenblick wurde diese von Caroline geöffnet, welche ein kleines Mädchen von neun bis zehn Jahren hereinließ.

„Pastor Z. hat das Kind hier zu Mamsell geschickt," sagte die Magd; „es hat einen Brief von dem Pastor bei sich."

„Ah, ich weiß!" rief Edith, „komm' her, mein Kind. Pastor Z. hat vor ein paar Tagen deinetwegen mit mir gesprochen."

Richard war, die Augen auf die kleine Gerda geheftet, mitten im Zimmer stehen geblieben.

Es gibt Kindergesichter, welche auf eine höchst unerklärliche Weise die Seele afficiren. Sie gleichen einer Offenbarung dessen, was da kommen soll. Man sieht in ihnen gleichsam eine Zukunft, reich an Freuden oder Leiden. Sie scheinen sagen zu wollen: noch ein paar Jahre — und ich komme, um in dein Schicksal einzugreifen.

Einen solchen Eindruck machte Gerda's Gesicht auf Richard. Er hatte, dünkte ihm, dasselbe schon im Traume gesehen, aber nicht ganz so, wie es jetzt war, sondern wie es eines Tags werden mochte.

Das Mädchen hatte auch seine großen Augen auf den Jüngling gerichtet. Als er dieselbe betrachtete,

erröthete sie und lächelte, wie Kinder gewöhnlich thun, wenn sie sich als Gegenstand von Jemands Aufmerksamkeit erkennen.

Gerda war äußerst dürftig, aber sauber gekleidet. Sie ging auf Edith zu und überreichte ihr einen Brief.

Richard, welcher im Sinn gehabt hatte, sich zu entfernen, drehte sich um und sagte:

„Wem gehört das Mädchen, und was hat Dir Pastor Z. von ihm gesagt?“

„Ich werde es Dir sogleich erklären, wenn ich nur erst den Brief gelesen habe.“

Edith erbrach das Siegel. Nachdem sie das Schreiben mit den Augen durchlaufen hatte, bot sie es Richard hin mit den Worten:

„Lies, und Du wirst daraus ersehen, wie reich an Unglück manche Menschen sind. Arbeiten, Richard, wenn man einen starken Körper hat, wenn man jung und gesund ist, macht Einem Freude; aber arbeiten, wenn man krank ist, wenn die Kräfte abgeschwächt sind, wenn man sich nahe daran fühlt, unter der Bürde zu erliegen — das ist etwas ganz Anderes; und dennoch, wie viele müssen nicht, um dem Hungertode zu entgehen, unter einer fast mit nichts lohnenden Arbeit dahinschmachten.“

Richard nahm den Brief. Er enthielt eine wahrheitsgetreue Schilderung des Schicksals, von welchem Marianne heimgesucht worden war, eine Darstellung, wie sie in ihrem Elende beinahe vergangen, und wie die kleine Gerda zur Zeit der Noth ihrer Eltern durch Stricken für einen armen Schuhmacher so viel zusammenzubringen gesucht hatte, daß sie wenigstens

nicht von der Qual des Hungers verzehrt würden. Pastor Z. redete weiter von der Hülfe, die ihnen zu Theil geworden, davon, daß sie wieder aus dem Krankenhause entlassen wäre, und daß Mutter und Tochter gemeinschaftlicher Arbeit bedürften, um nicht wieder in dieselbe Armuth, aus welcher sie nunmehr gerissen worden waren, zu verfallen. Edith hatte bei einer Unterredung, die sie vor einiger Zeit mit dem Pastor gehabt, denselben Arbeit versprochen, und das von ihm erhaltene Schreiben hatte den Zweck, sie an die gegebene Zusage zu erinnern.

Während Richard den Brief las, nahm Edith ein Paket Leinenzeug, welches bereits hergerichtet war. Es sah etwas groß aus, und Edith stellte die Frage, ob Gerda es wohl tragen könnte, oder ob es nicht besser wäre, wenn sie, Edith, es am Nachmittag ihnen hinschicken würde.“

„Ich nehme es mit,“ antwortete Gerda. „Damit gewinnen wir einige Stunden; und außerdem geht bei Mama und mir das Nähen nicht so leicht. — Je früher man anfangen kann, desto bälder wird es fertig,“ setzte das Kind ganz verständig hinzu.

„Dir ist es um die Zeit bange, merke ich,“ sagte Edith und klingelte Karoline, welche den Befehl erhielt, das kleine Mädchen mit etwas Eingemachtem und Backwerk zu traktiren.

Gerda aß das Eingemachte und steckte das Backwerk ein. Edith fragte nach ihrer Mutter und Allem, was Gerda's frühere Kindheit betraf. Das kleine, neunjährige Mädchen, welches durch Armuth frühzeitig Entbehrung und die Nothwendigkeit der Arbeit

gelernt hatte, beantwortete alle an sie gestellten Fragen mit so viel Klarheit, daß man sogleich erkannte, wie deren Verstand in der Schule der Prüfung und Armuth frühzeitig gereift worden war. Sie hatte die entzückende Sorglosigkeit des Kindes verloren, aber dagegen sich eine gewisse Erfahrung erworben, welche, wenn auch an sich bitter, wenigstens das Gute mit sich brachte, daß sie deren Verstand ausbildete.

Gerda hatte jedoch eines jener glücklichen Gemüther, welche unter allen Wechseln des Lebens eine solche Frische beibehalten, daß es scheint, als zögen sie dieselbe aus einem innern Sonnenstrahl, welcher durch keinerlei Noth oder Elend zum Erlöschen gebracht werden kann. Glaube, Hoffnung und Vertrauen des Kinderherzens machten Kummer und Leiden für Gerda nur zu einer vorübergehenden Wolke, welche von der Sonne der Liebe verdrängt wurde.

Seit ihrem siebenten Jahr an Arbeit gewöhnt, wurde diese für sie kein drückender Zwang, sondern Etwas, das ihrer Zukunft förmlich einverleibt war. In Armuth aufgewachsen, hegte sie keine Wünsche, welche höher gingen, als daß sie verwirklicht werden konnten; und die Unbekanntschaft mit Glück und Theilnahme bewirkte, daß die geringste Gabe davon für sie zu einem großen Schatze wurde, wofür sie sich ganz besonders dankbar fühlte.

Nachdem Richard den Brief zu Ende gelesen hatte, betrachtete er das kleine Mädchen eine lange Weile. Die wenigen Jahre, welche es durchlebt hatte und zugleich Verstand genug besaß, was sich in seiner Nähe zutrug, gehörig zu fassen, waren für das arme Kind, welches niemals die unschuldigen Freuden und Zer-

streuungen seines Alters kennen lernen durfte, schwer und düster gewesen. Sie hatte nur Eines klar vor Augen, daß sie hier in der Welt war, um unter der Last einer nichtlohnenden Arbeit sich im Leben dahin zu schleppen.

Dieß war für den Jüngling eine Lehre, bitter aber heilsam. Als Gerda sich entfernte und mit ihrem schönen kindlichen Lächeln von Edith und Richard Abschied nahm, dachte der letztere:

„Sie kann lächeln, dieses Kind, welches keine Freude und keine Zukunft hat: was habe ich dann wohl für ein Recht zu klagen, der ich eines Tags mich selbst aus einem geringen Arbeiter in einen ausgezeichneten Mann verwandeln kann. Das vermag ich, wenn ich einen festen Entschluß hiezu fasse; aber sie, das arme Kind ist niemals im Stande, ihrem Schicksal eine andere Wendung zu geben und aus einer Sclavin der Arbeit sich zu einer freien Frau zu machen und durch eigene Anstrengung zu erheben. Es ist nur dem Mann vorbehalten, sich auf solche Weise emporzuschwingen."

Stolz in diesem Bewußtsein, ging Richard in die Färberei, wohin er Tags zuvor nie mehr zurückzukehren sich vorgenommen hatte.

Gerda wandelte zu ihrer Mutter nach Hause, erfreut darüber, einen Arbeitsverdienst mitzubringen, aber ohne jegliche schwindelnde Hoffnung auf die Zukunft.

XI.

Während Richard und Gerda zum ersten Mal zusammentrafen und sich wieder trennten, war es Calle, welcher in das Atelier des Professors Einlaß erhalten hatte, vergönnt gewesen, in ungestörter Ruhe dasselbe in Augenschein zu nehmen.

Der Junge hatte nie zuvor so viele schöne Dinge gesehen. Er glaubte in seinem ersten Entzücken, es werde ihm unmöglich sein, alle diese Herrlichkeit in Betrachtung zu ziehen. - Er wußte nicht, womit er anfangen sollte. Endlich beschloß er vor einer schönen Marmorgruppe Halt zu machen. Die Bedeutung der Gruppe, die Meisterschaft der Ausführung vermochte Calle allerdings nicht zu beurtheilen, aber das Ganze wirkte auf die Seele des Knaben, und die idealen Formen sprachen zu seinem Kunstsinn so lebhaft, daß er wie mit Erstaunen geschlagen vor diesem Meisterstück stehen blieb, welches Professor Schneider einen unsterblichen Namen verschafft hatte.

Als der unbestimmte Eindruck des Entzückens sich gelegt hatte, dachte Calle:

„Ach, wer so Etwas in Holz schnitzen könnte: das wäre mehr als alle Pferde und Männer."

Wir wollen indessen den Leser nicht damit ermüden, daß wir Calle von einer der Marmor- oder Gypsgruppen zur andern, von Gemälde zu Gemälde folgen, oder mit demselben vor dem Modell in Lehm verweilen, woran Schneider beschäftigt war. Wir wollen uns auf die Andeutung beschränken, daß Calle nicht merkte, wie allmählig, während er sich in die

Betrachtung alles des Schönen, das er um sich hatte, vertiefte, Stunde um Stunde verfloß, so daß der Vormittag hinging, der Mittag kam und sich dem Abend langsam zuneigte, ohne daß Jemand kam, ihn aus dem Atelier herauszulassen. Seine Seele war so in Anspruch genommen, daß er keinen Hunger fühlte.

Endlich wurde ein Schlüssel in das Schloß an der Thüre gesteckt, und der Professor trat ein, wie es schien, gar nicht darauf gefaßt, ein lebendes Wesen in seinem Heiligthum zu finden.

„Was soll das heißen?" rief er, da ihm Calle ganz aus dem Sinne gekommen war, „wie bist Du hieher gelangt?"

Bei diesem Zurufe wandte sich der Knabe um, und nun fielen die Augen des Professors auf sein Gesicht.

„Ah jetzt erinnere ich mich," begann er wieder, in ein Gelächter ausbrechend; „ich habe ganz vergessen, daß ich Dich hieher gebracht habe. Nun, mein Junge, Du wirst Hunger haben wie ein Wolf und am Verschmachten sein."

„Nein, ich habe gar nicht an Essen gedacht, mir ist dergleichen gar nicht eingefallen," anwortete Calle.

„Woran hast Du denn gedacht?"

„O, an das Alles hier. Ich dachte, es sei so unterhaltend, alle die Sachen da herum zu sehen, und grübelte so darüber nach, wie ich lernen könnte, dergleichen schöne Dinge in Holz zu schnitzeln."

„Und so hast Du Zeit und Hunger vergessen. Das heißt wirklich Interesse an einer Sache zeigen. — Weißt Du, wie viel Uhr wir haben?"

„Nein, aber es wird wohl gegen Mittag gehen.

— Jetzt fällt mir ein, daß Nisse gewiß unruhig und Stina böse ist, weil ich nicht nach Hause gekommen bin. Es ist wohl das Beste, daß ich mich sogleich wegmache."

„Warte ein wenig," fiel der Professor ein und zog sein Taschenbuch heraus. „Vorerst ist es jetzt sechs Uhr, demnach mußt Du Etwas zum Essen haben. Sodann will ich Dir zehn Reichsthaler für dein Pferd geben, und schließlich Dich in die Lehre zu mir nehmen. Sage deinem Bruder, er solle morgen hieher kommen, ich habe mit ihm zu reden. Jetzt komm' und folge mir."

In demselben Augenblicke, da der Professor aus seinem Atelier trat, meldete ihm Karoline, ein Mann aus dem gemeinen Volk wünsche mit dem Professor zu sprechen. Derselbe erkläre, er suche einen jungen Burschen, welcher diesen Morgen mit Tauben hieher gekommen sei und sich seitdem nicht mehr daheim habe sehen lassen.

„Ach ja, ich begreife, man sucht Dich," bemerkte der Professor lachend. „Gut, ich will mit deinem Bruder reden, während Du issest; vielleicht können wir die Sache auf einmal abmachen."

Der Professor gab Karoline einige Befehle und begab sich dann in sein Schreibzimmer.

Eine Weile darauf wurde Nisse hier eingelassen.

„Sie suchen Ihren Bruder," äußerte der Professor und erzählte in größter Kürze, was geschehen war. — „Der Junge hat ungewöhnliche Anlagen," setzte er hinzu, „und es kann mit der Zeit Etwas aus ihm werden. Ich mache Ihnen daher den Vorschlag, daß Sie mich denselben in die Lehre nehmen lassen;

es wäre Schade, wenn er sein Leben als Schuhmacher vergeudete, während er etwas Besseres werden kann. Er wird doch immer nur schlechte Schuhe machen, wenn seine Neigung auf etwas Anderes gerichtet ist. Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

Nisse drehte die Mütze hin und her und war äußerst verlegen, aber da der Professor ihn direkt zu einer Antwort aufforderte, schaute er zu dem berühmten, mit Orden und andern Ehrenzeichen geschmückten Künstler auf und sagte:

„Calle ist mein jüngster Bruder, und ich habe ihn sehr lieb, so daß ich es gerne sähe, wenn er vor allen Beschwerden bewahrt würde. Nun habe ich seit des Vaters Tod gedacht, Calle sollte ein tüchtiger Handwerker werden, welcher durch ein Gewerbe sich sein Brod verschaffen könnte und nicht gewissermaßen in Armuth und Noth geriethe, dadurch, daß er sich mit Etwas befaßte, was seinen Mann nicht nährt; darum möchte ich dem Herrn Professor erklären, daß es nicht nach meinem Sinn ist, wenn Calle so ein Kunstarbeiter würde, welcher schöne Sachen verfertigt, sondern daß ich es für's Beste halte, wenn er bei der Schuhmacherei bleibt."

„Aber, zum Teufel, er hat ja keine Lust dazu," fiel der Professor mit einer gewissen Ungeduld ein, völlig vergessend, daß er selbst seinen Sohn in eine demselben widerstrebende Laufbahn hineinzwang.

„Das hatte ich auch nicht, als ich anfing," antwortete Nisse. „Ich hatte gleichfalls Lust zu schnitzeln und Figuren zu machen, aber die Noth war groß daheim und ich dachte: ‚Nein, diese Arbeit taugt Nichts, man verhungert dabei;' und so ging ich in einem Alter

von zwölf Jahren zu einem Schuhmacher in die Lehre. Ich erkannte wohl, daß es schwer und langweilig wäre, sich mit dem Flicken von altem Schuhwerk abzugeben und vom Morgen bis zum Abend an dem Werktisch zu sitzen; aber so wurde ich Geselle, konnte meine kranke Mutter unterstützen, und da ging die Arbeit leicht. Ich befliß mich, ein ordentlicher Schuhmacher zu werden, und betrieb mein Handwerk mit Lust und Freude, denn es gab mir Brod und setzte mich in den Stand, den Meinigen zu helfen. — So starben die Eltern. Ich hatte eine verkrüppelte Schwester und einen kleinen Bruder zum Versorgen. Ich hatte der Mutter versprochen, aus dem Knaben einen braven Kerl zu machen und ihm zu wehren, sich mit dem Kunstgewerbe des Vaters zu befassen. Ich ließ mich nieder, um für mich selbst zu arbeiten, und bekam so viel zu thun, daß es für uns alle drei ausreichte. Es hätte allerdings noch besser sein können, als es jetzt ist, wäre ich nicht sieben Wochen an einem Nervenfieber, welches ich mir zuzog, im Krankenhaus gelegen. Das machte eine Lücke, welche nicht so leicht auszufüllen war. Ich war in Schulden gerathen, hatte meine Kunden verloren und bekam es eine Zeit lang gar mißlich, aber es ging doch. Nun habe ich so viel gelernt, daß ein ordentliches Handwerk doch am besten für Leute vom Arbeiterstande ist, und darum soll Calle nichts Anderes als ein Schuhmacher werden."

„Sie sind ein Narr, mein lieber Gustavsson," fiel der Professor ein. „Die Schuhmacherei ist nicht das einzige Gewerbe, welches seinen Mann nährt, sollte ich denken. Wenn Ihr Vater ein schlechter Holzschneider war, welcher darum nicht genug Arbeit hatte,

so beweist das noch nicht, daß die Holzschneiderei ein schlechtes Gewerbe ist. Ich will Ihnen sagen, ich selbst bin ein Kind aus dem Volke. Mein Vater war Schreiner in einer kleinen Stadt, ohne anderes Vermögen als seine Arbeit. Er sah, daß ich Anlagen nicht gewöhnlicher Art hatte, und schickte mich deßhalb nach Stockholm und ließ mir passenden Unterricht ertheilen. Hier zog ich die Aufmerksamkeit von Professor E. auf mich. Er interessirte sich für mich; ich wurde sein Schüler und erhielt durch ihn Gelegenheit, schnellere Fortschritte zu machen, als mir sonst möglich gewesen wäre. Ich wurde ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer und durch E—s Vermittlung in den Stand gesetzt, auf längere Zeit Italien und Frankreich zu besuchen. Ich kehrte ohne alles Vermögen, denn mein Vater hatte bei seinem Tode keinen Pfennig hinterlassen, aber mit einer reichen Einkommensquelle in meinem Talente nach dem Vaterlande zurück. Dasselbe verschaffte mir auch Unabhängigkeit, erhob mich über den von der Noth des Augenblicks gebotenen Sklavendienst, das gewöhnliche Loos des Arbeiters, und verhalf mir zu Ansehen. Also, mein lieber Gustavsson, was hindert nun Ihren Bruder, wenn nicht dieselbe, so doch eine ganz gute Karriere zu machen? Können Sie mit Ihrer Leistenarbeit ihm eine Zukunft bieten, wie diejenige, welche er als Lehrling bei Moritz Schneider sich schaffen kann? Glauben Sie wirklich das Recht zu haben, ihm seine Bahn durch Ihre Vorurtheile zu versperren?"

Nisse, der redliche und gewissenhafte Nisse sah ganz unglücklich aus. Es kam ihm vor, als ob der Professor dem leidigen Versucher gliche, welcher durch

Beredtsamkeit und schöne Vorspiegelungen ihn vom Wege des Rechts abwendig zu machen und zu bestimmen suchte, Calle dem Verderben entgegenzuführen. Er gab deßhalb auch auf des Professors Appellation keine Antwort, sondern drehte unaufhörlich seine Mütze hin und her und warf unruhige Blicke um sich.

Bei Nisse war es einmal zur fixen Idee geworden, es müßte unbedingt zu Calle's Unglück ausschlagen, wenn er so eine Art Kunstarbeiter würde, wie er Männer von artistischem Berufe zu nennen pflegte.

Als der Professor ein paar Sekunden vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, begann er wieder in kurzem und scharfem Tone:

„Sie können sich bis morgen bedenken, Gustavsson: aber weisen Sie dann mein Anerbieten von der Hand, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich es niemals erneure.“

Mit diesen Worten begab sich Schneider in ein inneres Zimmer, und Gustavsson verließ das Kabinet des Professors, um Calle aufzusuchen, welcher jetzt, nachdem er ein gutes Mahl zu sich genommen hatte, sich ebenso gestärkt an Körper, als belebt am Geiste fühlte.

Die beiden Brüder wanderten mit einander ihrer einsamen Wohnung zu.

Calle schwatzte von Allem, was er gesehen hatte, von des Professors Vorschlage, ihn zu seinem Lehrling anzunehmen, von dem Gelde, das er erhalten, u. s. w.

Nisse blieb still und nachdenklich. Es sah unruhig im Innern des jungen Arbeiters aus. Es war ihm übel zu Muthe und nicht recht klar, wie er handeln sollte. Alles, was Calle sprach, wurde für ihn zu einer

Qual, und es kam ihm vor, als läge er auf einer Folterbank.

Mit Stina konnte er nicht zu Rathe gehen; denn bei ihr fand sich keine Liebe zu dem jüngern Bruder, und überdieß hatte sie nur einen Maßstab für Recht und Unrecht, nämlich die Rücksicht darauf, was für den Augenblick am meisten einbrachte.

Stina war entzückt darüber, daß ihr die Tauben so gut bezahlt worden waren, und als Calle erzählte, daß er zehn Reichsthaler für sein Pferd erhalten, da meinte sie, der Tag hätte sich recht herrlich angelassen. Sie schlug Calle vor, ihr das Geld zum Aufheben anzuvertrauen; aber dagegen protestirte Nisse auf das Bestimmteste, wohl wissend, daß Stina ihr Eigennutz nicht gestattete, sich von dem, was sie einmal in ihre Hände bekommen, wiederum zu trennen.

Nisse hatte Calle verboten, Stina Etwas von des Professors Anerbieten zu sagen. Was Nisse selbst davon hielte, davon sollte Calle am folgenden Tage in Kenntniß gesetzt werden.

Die ganze Nacht kam kein Schlaf in Nisse's Augen. Er fühlte sich unglücklich. Erst gegen Morgen, nachdem er beschlossen hatte, zu Pastor Z. zu gehen und sich bei ihm Raths zu erholen, schlief er ein.

Auch Calle konnte nicht schlafen. Vor seiner Phantasie stand Alles, was er bei dem Professor gesehen hatte; er glaubte in diesem Zustande von Halbschlummer und Wachen mit der Ausführung eines schönen Bildes nach dem andern beschäftigt zu sein. All sein Wünschen, Dichten und Trachten war auf den Hoffnungen concentrirt, welche der Aufenthalt in des Professors Atelier hervorgerufen hatte.

Als der Morgen anbrach, war er ungeduldig zu erfahren, was Nisse beschlossen hatte. Dieser gab jedoch keine Antwort, sondern legte seine besten Kleider an und ging fort.

Calle setzte sich nun allerdings zur Arbeit nieder, aber es wollte durchaus nicht vorwärts. Er sprang unaufhörlich vor die Thüre und schaute in die Ferne, ob Nisse noch nicht zurückkehre. Wohin war derselbe gegangen? Zum Professor? Wenn dem so war, welche Antwort hatte er Calle's Beschützer gegeben?

Calle meinte, die Zeit von Nisse's Abgang an verlängere sich zu einem ganzen Tage, und dennoch begriff sie nicht mehr als zwei Stunden. Endlich entdeckte er, wie Nisse daher kam, aber dessen Schritt war langsam, und sein Aussehen bekümmert. Der heitere und freimüthige Arbeiter schien in Gedanken versunken, welche nichts weniger als angenehmer Natur waren.

„Was stehst Du da und guckst müßig in die Welt hinaus?“ fragte Nisse, als er Calle's ansichtig wurde. „Ich glaubte, Du säßest an der Arbeit?“

„Ach Gott, lieber Nisse, es war mir unmöglich, Etwas zu arbeiten, so lang Du fort gewesen. Ich war so ängstlich und konnte bei Nichts bleiben,“ antwortete Calle, indem er mit fragendem Blick zu seinem Bruder aufsah.

„Aber wenn man nicht arbeitet, so geräth man in Gefahr zu verhungern, will ich Dir sagen; und ich habe gestern und heute mehre Stunden nicht gearbeitet. — Komm' jetzt in die Werkstätte herein.“

Das Herz klopfte Calle heftig in der Brust, als er dem Bruder folgte.

„Setz' Dich an deine Arbeit," sagte Nisse und begann seine bessern Kleider abzulegen. Calle erkannte, daß es am besten wäre, wenn er Gehorsam leistete und es unterließe, irgend eine Verhandlung einzuleiten; denn wenn Nisse keine Lust zu reden hatte, so brachte auch Niemand Etwas aus ihm heraus.

Calle begann aus Leibeskräften an ein paar alten Schnürstiefeln zu nähen, und das mit einem Nachdruck, welcher genugsam bewies, daß er durch irgend eine bedeutsame Geberde seiner Unruhe Luft zu machen suchte.

Als Nisse seine Arbeitstoilette gemacht hatte, nahm er Calle gegenüber seinen Platz ein und begann gleichfalls darauf loszusticheln.

Eine halbe Stunde verging, ohne daß ein anderer Laut gehört wurde, als der von Calle's Schusterhammer, wenn er einen Stift einschlug. Endlich sah Nisse auf, um einen neuen Draht zu spannen. Er heftete die Augen auf seinen jüngern Bruder und betrachtete ihn lang mit einem Ausdruck, welcher mit demjenigen einer zärtlichen Mutter, wenn sie ihr Kind ansieht, große Aehnlichkeit hatte.

„Höre, Calle, es sieht aus, als sollte bei Dir und mir aus der Wanderung nach N—köping nichts werden."

Calle's Auge funkelte.

„Ich soll also zu dem Professor kommen?"

„Ja, es wird wohl so sein, da der Pastor es für das Beste hält; aber es brennt mir noch im Herzen, denn ich kann an die Zukunft des vornehmen Arbeitervolks nicht glauben. Doch kann dieß nichts helfen, da Du es selbst so haben willst."

„Lieber, guter Nisse, wie froh ich jetzt bin," rief Calle, seines Bruders Hand fassend. „Du wirst noch sehen, daß ein wackerer Kerl aus mir wird, wenn ich auch zum Schuhmachen nichts tauge."

„Das kann wohl geschehen, und es wäre recht gut; aber wenn Du ein feiner Herr wirst, im Fall es Dir gut geht, da verachtest Du vielleicht deinen Bruder, welcher nur zu den gemeinen Leuten gehört. Nun, nun, Calle, mag es damit werden wie es will, wenn es nur Dir wohl geht. — Nun wollen wir nicht weiter davon reden, sondern Du ziehst deinen Rock an, gehst zu dem Professor und sagst, daß ich Dir die Erlaubniß gebe, bei ihm einzutreten. — Du mußt wissen, wann Du anfangen sollst."

Nisse griff nach dem Pfriemen, um seine Arbeit wieder aufzunehmen; aber Calle hielt seinen Arm an und sagte beinahe traurig.

„Nisse, höre, da fällt mir Etwas ein, woran ich früher nicht gedacht habe, und das drückt mir so schwer auf's Herz, daß ich gar nicht mehr zu dem Professor will."

„Was da, und gestern hattest Du noch so große Lust dazu."

„Da kam es mir nicht in den Sinn, daß ich, im Fall ich zu ihm in die Lehre trete, mich von Dir trennen müßte. — Siehst Du, Nisse, das kommt mich so hart an, daß . . . ."

„Calle!" rief Nisse, und fort war aller Kummer aus der Seele des älteren Bruders; „Du bist doch ein braver Junge, und nun magst Du zu ihm gehen, und ein Herr werden, so Gott es will; denn siehst Du, ich weiß, daß Du deinen Bruder nicht verachten wirst. — Und ich will nicht glauben, daß wir uns

deßhalb trennen müssen. Nein, wir werden schon zusammenkommen, das verspreche ich Dir, ich, Nils Gustavsson."

Nisse drückte seinem Bruder fest die Hand und setzte hinzu, Calle sollte jetzt nicht weiter von der „Affaire" reden, sondern nur hingehen.

XIII.

Eine Woche darauf hatte Calle seines Bruders Wohnung verlassen und war zu Professor Schneider übergesiedelt, wo er mit Zeichnen und Arbeiten in Gyps und Lehm anfangen sollte. Der Professor war ein praktischer Mann und stellte bei seinen Lehrlingen und Schülern Alles auf einen praktischen Fuß.

Es war am Abend desselben Tages, da Calle seines Bruders Haus verließ. Nisse saß wie gewöhnlich am Fenster seiner Werkstätte und arbeitete, aber seine Miene war verdrießlich und es ging nicht so rasch, wie sonst, mit Pfriemen und Draht.

„Guten Abend, Herr Gustavsson," rief eine freundliche Frauenstimme vor dem Fenster.

Nisse sah auf, und das Blut stürzte ihm in den Kopf.

„Ach Gott, sieh' da, Jungfer Louise," stammelte er verlegen.

Louise trat näher an das Fenster und stützte ihren Arm auf die Brüstung desselben.

„Der Herr sieht ja ganz erschrecklich betrübt aus," sagte sie. „Ist Ihnen irgend etwas Widerwärtiges begegnet? Ich bin mit einem neuen Geschäft hier,

denn der Bankkommissär ist mit Herrn Gustavsson's Arbeit wohl zufrieden, darf ich wohl sagen: und so möchte ich auch für die Schuhe recht danken, welche Sie mir ausgebessert haben. Es war allzu gütig, daß Sie keine Bezahlung dafür annahmen. Aber wo ist denn Calle hingekommen? Ich sehe ihn ja nicht hier."

Louise verzog den Mund zu einem Lächeln und sah Nisse, dessen Verlegenheit gegenüber von dem jungen Dienstmädchen immer mehr zunahm, ungemein freundlich an.

„Ja, sehen Sie, Jungfer Louise, Calle ist eben der Schuh, der mich drückt, offen gestanden," erwiederte Nisse. „Er ist nicht mehr bei mir, sondern heute zu einem Meister gezogen, der etwas Großes aus ihm machen soll."

„Ei, was sagt der Herr? Zu welchem Schuhmacher ist er denn gekommen?" fragte Louise.

„Das wäre unnöthig, daß er sich zu einem Schuhmacher begäbe: aber sehen Sie, es ist ein Professor gemeint."

Nisse erzählte nun, was geschehen war, und beschrieb ihr seine ganze Sorge und Bekümmerniß. Louise war allerdings erst achtzehn Jahre alt; aber dessen ungeachtet hatte sie mehr von den bessern Ständen gesehen als Nisse, da sie seit ihrem dreizehnten Jahre in Diensten stand. Sie hörte Nisse auch mit großer Theilnahme zu, jedoch ohne seine Unruhe recht begreifen zu können. Sie suchte ihm deßhalb recht klar zu machen, wie glücklich ein solches Ereigniß für Calle wäre, denn es sah doch ganz

anders aus, Lehrling bei einem Professor, als bei einem Schuhmacher zu sein, meinte Louise.

„Ich denke, Herr Gustavsson," fuhr sie fort, „es sollte Ihnen deßhalb nicht leid sein, und Sie werden schon sehen, daß Alles gut geht; aber nun muß ich mich wirklich aufmachen, denn ich habe da schon zu viel Zeit verschwatzt. — Hier sind die Stiefel, und sobald dieselben fertig sind, kommen Sie damit hinauf. — Jetzt seien Sie heiter und froh! — Adieu, Herr Gustavsson."

„Ich will versuchen, heiter zu sein, da Sie, Jungfer Louise, es so haben wollen; aber schrecklich leer ist es doch, und Gott weiß, wie es mir heute Abend gegangen wäre, wenn nicht . . . ."

„Nun, warum redet der Herr nicht aus?" fragte Louise aufmunternd.

„Wenn Sie nicht eine Weile mit mir geplaudert und mir gesagt hätten, ich sollte wegen des Jungen nicht sorgen."

„Ach Gott, es schlägt sieben Uhr," rief Louise; „nein, das thut sich nicht länger. Wenn das Wetter am Sonntag schön ist, so . . . ."

Louise machte einen Knicks und wollte gehen.

„So werde ich mit den Stiefeln am Samstag Abend kommen," beeilte sich Nisse einzuwerfen.

„Da können wir ein wenig davon reden. Bis dahin also seien Sie munter. Adieu, adieu, Herr Gustavsson."

Louise nickte Nisse zu, welcher einige Worte des Dankes stammelte, worauf das blühende Mädchen an dem Kammerfenster vorüber, wo Stina saß und Schuhe einfaßte, über den Hof hinwegtrippelte.

Die buckelige und häßliche Stina hegte einen gründlichen Abscheu gegen alle Leute, welche nicht von Natur einen Fehler hatten, und sie sah deßhalb Louise mit einem hämischen Blick nach, indem sie bei sich selbst murmelte: „Nein, nein, Du brauchst dir nicht die Mühe zu geben, nach Nisse hinzublinzeln, denn siehst Du, zur Liebe langt es doch nicht für dich kann ich dir sagen. Ich möchte nur wissen, wo ich hinsollte, wenn Nisse sich verheirathete, und wovon soll der Tropf, welcher nicht einmal Meister ist, Frau und Kind erhalten? O nein, ich glaube dergleichen Gedanken müssen wir uns noch vom Leibe halten. Die Putzdocke soll wahrhaftig nichts davon haben, daß sie hieher springt.“

Nisse war es ganz leicht zu Muth geworden. Louise's Aeußerungen lauteten so trostvoll, und sie war so schön gewesen und hatte ihm so freundlich zugelächelt. Dabei dachte Gustavson an den Sonntag und an die Möglichkeit, daß er Louise sprechen und vielleicht mit ihr nach dem Haag gehen dürfte. Dann konnte er ihr recht viel sagen, was ihm schon längere Zeit auf dem Herzen gelegen war, und vielleicht erfahren, ob sie ihn ein wenig lieb hätte. Louise's Auftreten war ein Lichtstrahl für ihn gewesen, welcher seinem Innern eine andere Färbung gab.

Calle war bisher der Gegenstand gewesen, welchem Nisse's Anhänglichkeit sich ausschließlich zugewendet, für welchen er gearbeitet und vorwärts gestrebt hatte.

Alle Freude hatte er zu seinem jüngern Bruder in Beziehung gebracht, sich niemals einen Genuß vorstellen können, an dem nicht auch Calle sein Theil zugefallen wäre. Nach der Bekanntschaft mit Louise

sollte es jedoch geschehen, daß die Idee eines Glücks, bei welchem es sich einzig und allein um seine eigene Person handelte, seine Seele beschlich; aber Calle nahm doch fortwährend die erste Stelle in seinen Gedanken ein.

Für jeden Menschen, welcher sein Leben der Arbeit geweiht hat, muß es Etwas geben, wornach er als dem Ziel und Endzweck aller seiner Anstrengungen strebt. Oft liegt dieß nur in der Einbildung; aber was hat das zu bedeuten, wenn wir nur in uns einen holden Stern haben, welcher uns den Lohn für unsere Mühen hoffen läßt.

Der Jüngling hofft das Glück der Liebe, der Mann die Befriedigung des Ehrgeizes, der Greis die Ruhe des Grabes. Das Mädchen träumt von häuslicher Glückseligkeit, die Frau von Mutterfreude, die Matrone von — des Himmels Frieden.

XIV.

Der Sommer war entflohen. Er glich einer vorangegangenen Illusion, welche Sorgen und Verheerung hinterließ, denn das Geheul der Novemberstürme bildete nun die kalte Wirklichkeit.

Schnee und Regen hatten den ganzen Tag an die Fensterscheiben geschlagen und Stockholms Straßen in einen bodenlosen Morast verwandelt, so daß Jedermann, der sich innerhalb seiner vier Wände befand, sich dazu Glück wünschte und den, welcher seine Wohnung zu verlassen genöthigt war, bedauerte.

Im Kachelofen des Salons bei Edith brannte ein

lebhaftes Feuer. Das elegante Gemach sah noch behaglicher aus als sonst.

Es war nicht viel über Nachmittag, und die an sich frühe Dämmerung hatte sich heute bälder als gewöhnlich eingestellt.

Edith saß in einen Schaukelstuhl zurückgelehnt vor dem flammenden Feuer, und die kleine Sylvia stand ihr zur Seite, die Ellbogen auf Ediths Schoos stützend, und hörte aufmerksam dem Mährchen zu, welches die Tante ihr erzählte. Die Gruppe hatte, so halb im Dunkel, halb im Lichte befindlich, etwas höchst Reizendes.

Es sah auch aus, als ob Richard, eben im Begriff in das Zimmer zu treten, auf der Schwelle Halt gemacht hätte und einen Augenblick daselbst verweilen wollte, um sich dieselbe zur Genüge zu betrachten. Er lehnte sich an den Thürpfosten. Edith und die kleine Sylvia hatten ihn nicht bemerkt, sondern die erstere fuhr in ihrer Rede fort, die letztere war noch immer ganz Ohr.

Die Dunkelheit verbreitete sich immer mehr über die nächste Umgebung. Endlich machte Richard eine Bewegung und seufzte so tief, daß Edith sich umwandte und hinsah.

Jetzt trat er ein.

„Guten Tag, Richard," äußerte Edith und reichte ihm die Hand. „Bist Du schon daheim?"

„Eine seltsame Veranlassung hat mich bestimmt, um vier Stunden früher als gewöhnlich die Färberei zu verlassen," antwortete Richard, indem er Ediths Hand faßte. „Ich hegte das Verlangen, mit Dir zu sprechen, bevor ich meinen Vater sehe."

Der Jüngling zog einen Stuhl zum Feuer und setzte sich.

„Ist etwas Außerordentliches vorgekommen?" fragte Edith.

Richard beugte sich zu Sylvia nieder und küßte die kleine Schwester, welche den Bruder streichelte und liebkoste. „Ja, und wie ich hoffe erfreulich genug für mich," erwiderte Richard und nahm die Schwester auf die Knie. — „Da ist an Herrn B., bei welchem ich arbeite, ein Brief von dem schwedischen Konsul in Riga gekommen, mit der Aufforderung, sich sogleich nach drei geschickten, in der Chemie erfahrenen Färbern umzusehen und dieselben nach Riga hinüberzuschicken, wo sie unter höchst vortheilhaften Bedingungen eine Stelle in einer Färberei erhalten würden."

„Nun?" fragte Edith, da er nicht fortfuhr.

„Herr B. hat mich gefragt, ob ich von dem Anerbieten Gebrauch machen wollte."

„Und Du hast geantwortet?"

„Natürlich mit Ja."

Richard setzte die Schwester nieder und rief aufspringend:

„Begreifst Du nicht, Edith, was ich bei der Vorstellung fühlen muß, von hier fortzukommen, mich frei zu wissen von den drückenden Ketten, womit ich jetzt gefesselt bin? Ich werde endlich selbst die Zügel ergreifen dürfen, um die ungestümen Rosse an meinem Schicksalswagen zu lenken und ihnen die Bahn, welche sie einschlagen sollen, vorzuschreiben. Was liegt mir daran, ob ich nach Rußland, Amerika oder China reise, wenn ich nur frei werde?"

Er umschloß Ediths beide Hände und setzte hinzu:

„ich ließ Arbeit und Alles stehen und eilte hieher. Ich fühlte mich glücklich und stürzte die Treppe herauf, um Dich auf den Knieen zu bitten, Du möchtest mich bei meinem Vater unterstützen, daß er sich meinem Glück und meinem Wünschen nicht widersetzt."

„Aber Richard, bist Du auch gewiß, daß es dein Glück ist, daß Du nicht bei deiner Jugend und deiner Unbekanntschaft mit der Welt Dich Gefahren und Schwierigkeiten aussetzest? Bedenke, Kind, um diese Jahreszeit zu reisen."

„Edith," brach Richard los und warf sich vor der jungen Dame auf die Kniee, „sprich mir nicht von Gefahren und Mißgeschick. Mögen sie kommen, ich will und werde sie bekämpfen, wenn ich nur fort von hier komme, wo Alles mein Herz erbittert und mein Gemüth verschlimmert. Ich fühle, Edith, daß der Herr des Schicksals mir diesen Ausweg eröffnet hat, um mich der Fesseln zu entledigen, welche mich wund drücken. Du bist die einzige Person, welche Etwas über meinen Vater vermag. Benütze deinen Einfluß dazu, daß er mich reisen läßt. Gibt er auch seine Einwilligung nicht, so reise ich dennoch."

„Stehe auf, Richard, und laß uns ruhig reden," sagte Edith.

„Nicht eher, als bis Du mir beizustehen versprichst."

„Nun wohl, ich verspreche es zu thun, im Fall Du nach dem, was ich dir sagen will, bei deinem Entschlusse beharrst."

Richard drückte Ediths Hände an seine Lippen und nahm seinen Platz neben ihr wieder ein.

Die verständige Edith machte ihn auf alle die Schattenseiten, von welchen der von ihm beabsichtigte

Schritt sich darstellte, auf alle die Unannehmlichkeiten, ja Widerwärtigkeiten, welche er mit sich bringen konnte aufmerksam. Sie suchte die nackte Wahrheit ihm vor Augen zu halten, um ihn wo möglich zu bestimmen, von der Reise abzustehen, und wies ihn auf die Vortheile hin, wenn er sich noch eine Zeit lang dem Aufenthalte in Schweden unterwürfe. Sie erbot sich sogar für diesen Fall, ihm, wenn er volljährig wäre, aus ihrem eigenen Vermögen die Mittel zu einer Reise nach Frankreich und England vorzustrecken und dadurch die Gelegenheit zu verschaffen, für seinen Beruf weitere Studien zu machen und sich darin zu vervollkommnen.

Richard hörte sie schweigend an. Als sie zu Ende war, erhob der Jüngling das Haupt mit einer stolzen Bewegung:

„Nein, Edith, hat mein Vater mich zum Arbeiter gemacht, so will ich auch einzig und allein durch Arbeit und durch eigne Kraft mir meinen Weg bahnen. Ich kann und will keine Hülfe von Dir, so wenig als von Jemand anders annehmen. Jetzt oder niemals müssen die Fesseln gebrochen werden, welche mich hier gefangen halten. Einmal fort, Edith, werde ich nicht eher heimkehren, als bis ich ein reicher und unabhängiger Mann geworden bin. Somit wirst Du meinen Wunsch bei Papa unterstützen, und nun laß' uns nicht mehr davon reden. Morgen um diese Zeit werde ich Herrn B. meine Antwort gegeben haben, und in fünf Tagen bin ich unterwegs."

Edith seufzte und versprach Alles, was in ihren Kräften stand, zu seinen Gunsten zu thun.

„Weißt Du, Edith," nahm Richard wiederum

das Wort, „was mich aufhielt, als ich hier eintrat?“

„Nein, Du sahst ernst und bekümmert aus, als Du meine Hände faßtest.“

„Es war der Anblick von Dir und Sylvia, was mich zum Stehen brachte. So im Halbdunkel sitzend und vom Schein des Kaminfeuers beleuchtet, glichest Du meiner Vorstellung nach Antonia so sehr, daß ich keinen Schritt vorwärts zu thun wagte, um nicht im Augenblick die bezaubernde Sinnentäuschung zu zerstören. Das Kind und Du, ihr bildetet zudem ein solches Gemälde, daß ich zu fühlen glaubte, wie ihr Geist uns umschwebte, und ich blieb unbeweglich stehen, um meinem Gedächtniß den Eindruck von Dir, von Sylvia und ihr unauslöschlich einzuprägen. Ach, Edith, wird wohl jemals in meinem Leben mir eine Frau wie sie in den Weg kommen?“

„Die kleine Gerda ist hier und wünscht mit Mamsell zu sprechen,“ meldete Karoline in diesem Augenblick. Die Magd war ganz unbemerkt eingetreten, und Richard fuhr bei ihrer Aeußerung zusammen, als ob sie eine Antwort auf seine Frage enthielte.

„Wie, das Mädchen ist in diesem schrecklichen Wetter ausgegangen?“ rief Edith und erhob sich.

„Laß' sie hereinkommen,“ bat Richard und Edith erfüllte seinen Wunsch.

Eine Weile hernach trat Gerda ein.

Das Licht war im Salon angezündet worden. Der Schein davon fiel auf Gerda's Antlitz, welches blaß, aber dessen ungeachtet heiter aussah. Das dunkle Haar, welches unter dem Häubchen hervorstach, war feucht und erhielt dadurch einen höhern Glanz, als

sonst. Sie blieb an der Thüre stehen, um die prächtigen Matten nicht naß zu machen. Der vom Regen triefende Mantel war abgelegt worden, aber da sie keine Galoschen hatte, so war das Wasser bis auf die Füße eingedrungen.

„Herr Gott, liebes Kind, wie konntest Du in einem solchen Unwetter den langen Weg hieher machen?" fragte Edith. „Deine Mutter ist doch nicht krank?"

„Nein, Mama ist wohl, Gott sei Dank! aber Mamsell Hjort wollte ja heute die Hemden für den Herrn Professor haben, und ich habe sie zu bringen versprochen, und darum bin ich hier."

Das Mädchen lächelte ganz zufrieden und reichte Edith ein Paket mit der fertigen Arbeit.

„Aber, mein Kind, so überaus große Eile hatte es nicht, daß Du in diesem strömenden Regen vom Südtheile der Stadt hieher in den Norden gehen mußtest," fiel Edith ein und schaute unruhig auf die Füße des Kindes. — „Wenn Du nun krank wirst, so habe ich es auf dem Gewissen."

Gerda versicherte, daß sie nicht so empfindlicher Natur wäre.

Edith gab Karoline Befehl, dafür zu sorgen, daß Gerda trockene Strümpfe u. s. w. bekäme.

„Ich verspreche, das Mädchen in einer Droschke nach Hause zn bringen," sagte Richard.

Edith fand den Vorschlag gut, und eine Viertelstunde darauf saß Professor Schneiders Sohn an der Seite von des entlaufenen Ahrnells Tochter in einer Droschke, welche von ein paar elenden Karrengäulen in Bewegung gesetzt wurde.

Der Anfang der Fahrt ging vor sich, ohne daß Richard ein Wort an Gerda richtete, welche zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Fuhrwerke saß. Sie fand sich auch im höchsten Grad davon ergötzt und schwieg vor lauter Entzücken.

Als sie ihr Ziel beinahe erreicht hatten, fragte Richard plötzlich:

„Hältst Du immer, was Du versprichst?"

„Ja, immer. Mama hat gesagt, wer ein gegebenes Versprechen nicht halte, könne unmöglich ein braver Mensch werden," erwiederte Gerda.

„Und wenn Du nun versprächest, mich nicht zu vergessen, würdest Du deine Zusage halten?"

„Ganz gewiß?"

„Willst Du es versprechen?"

„Ja, das will ich."

„Aber es kann geschehen, daß ich weit fort reise und in vielen, vielen Jahren erst zurückkehre. Wirst Du doch meiner gedenken, und dieß, obwohl Du mich nur zweimal gesehen hast?"

„Ja."

„Gib mir deine Hand darauf."

Die neunjährige Gerda legte ihre Hand in die des achtzehnjährigen Jünglings. Er schloß sie fest in die seinige.

„Aber wie wirst Du es anstellen, mich nicht zu vergessen?"

„O, das geht sehr leicht. Ich werde jeden Morgen und Abend, wenn ich gebetet habe, an Dich denken," antwortete Gerda, welche es ganz natürlich fand, daß sie ihn jetzt Du nannte, und fuhr dann fort; „ich werde an Dich denken, wie Du das erste

Mal aussahest, als wir uns trafen, und Du lang mich anblicktest, daß es mir noch mehrere Tag hindurch vorkam, als hätte ich deine Augen vor mir. Weißt Du, daß ich damals öfters von Dir geträumt habe, und da hast Du mich immer so seltsam angesehen? Warum hast Du das gethan?"

„Darum, weil mir dünkte, Du seiest mir schon früher zu Gesicht gekommen," entgegnete Richard, während er noch immer des Kindes Hand in der seinen behielt.

„Das war doch recht sonderbar, da es früher niemals der Fall gewesen. Wie konnte Dir doch so närrisches Zeug in den Sinn kommen?"

„Du hattest für mich Aehnlichkeit mit einer Person, welche nun todt ist."

Jetzt hielt die Droschke am letzten Hause im Habichtsgäßchen. Richard hob das Kind aus dem Fuhrwerk, und als es im Begriff stand, zur Thüre hineinzugehen, sagte Richard, welcher gerade unter einer Laterne stand:

„Betrachte mich noch einmal genau. Der Himmel weiß, wann wir uns hiernächst wieder begegnen."

Gerda legte ihre kleine Kinderhand in diejenige, welche er ihr darreichte, und sah ihn lang an. Darauf sagte sie mit dem lieblichsten Lächeln:

„Jetzt werde ich niemals vergessen, wie Du aussiehst. Der Himmel sei mit Dir!"

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und sprang zur Thüre hinein. Richard stieg wieder in die Droschke und ließ sich nach Hause fahren, während er bei sich dachte:

„Was für eine wunderliche Phantasie fesselt mich

an dieses arme Kind? Was war es für eine Idee, welche den Wunsch in mir erregte, daß sie mich im Andenken behalten sollte? Selbst werde ich sie gewiß vergessen, noch ehe ich das Vaterland verlassen habe, und doch ist es, als ob dieses Mädchen meines Lebens Glück ausmachen sollte. — Bah! sie und ich, wir treffen uns wahrscheinlich niemals wieder, und wenn es auch geschähe, was kann die Tochter einer Näherin für einen Einfluß auf meine Zukunft haben? Alle meine Wünsche nehmen einen höhern Flug!"

Als Richard nach Hause kam, saß sein Vater bei Edith. Sie hatte den Professor bereits auf Richards Wunsch, das Vaterland verlassen und das ihm eröffnete Anerbieten annehmen zu dürfen, vorbereitet.

Der Professor hatte, wie alle herrschsüchtigen Leute, den Fehler, niemals zu wollen, was Andere gern haben mochten, auch wenn es ein Gegenstand war, der sonst mit dessen eigenen Wünschen übereinstimmte.

So auch jetzt.

Obwohl er kein sehnlicheres Verlangen hatte, als seiner Kinder los zu werden und jeder Sorge für sie sich völlig überhoben zu sehen, war er gleichwohl jetzt, da Edith ihm von dem oben bemerkten Vorschlage Mittheilung machte, völlig dagegen. Er wollte gar Nichts davon reden hören, eben darum, weil Edith ihm sagte, Richard wäre geneigt, denselben anzunehmen. Es war des Professors Leidenschaft, über das Schicksal derer, welche von ihm abhängig waren, besonders wenn es sich um seine Söhne handelte, für sich allein zu entscheiden. Er erwiederte also auf der Stelle, er wolle kein Wort weiter davon

wissen, es sei eine Thorheit und ganz vergebliche Mühe, wenn Richard darnach trachte, seine Zustimmung zu solchen dummen Streichen zu erhalten.

Edith sah, obwohl zu spät ein, daß sie den unrechten Weg gemacht hatte, und schlug deßhalb ohne Säumen einen andern ein, indem sie hervorzuheben suchte, welche Vortheile der Professor davon hätte, wenn er Richard ins Ausland reisen und auf eigene Faust sich Bahn brechen ließe; wie sehr es dem Jüngling zu Statten käme, wenn er zur Einsicht gelangte, welcher Vortheile er sich durch seine eigene Schuld beraubt hätte.

Genug, Edith war es gelungen, den Professor besser zu stimmen, als Richard nach Hause zurückkehrte. Dieser kannte seines Vaters Widerspruchsgeist und legte deßhalb die größte Gleichgültigkeit für die Annahme des Vorschlags an den Tag. Er erklärte, keinen Wunsch zu haben, sondern sprach die Hoffnung aus, der Vater würde entscheiden, ob er auf denselben eingehen sollte oder nicht, um so mehr, als die Jahrszeit für eine Seereise höchst ungünstig wäre.

Schneider, welcher einen Augenblick zuvor die Reise für eine Narrheit ausgegeben hatte, begann nun die Vortheile davon aus einander zu setzen, und als man am Abend sich trennte, war beschlossen, daß Richard das elterliche Haus und Vaterland verlassen sollte.

Vier Tage darauf, an einem nebeligen und regnerischen Novembermorgen fuhr das Dampfboot, welches Richard nach Finnland bringen sollte, ab. Des Jünglings ganze Reisekasse bestand aus fünfund-

siebzig Reichsthalern. Dieß war Alles, was der Professor ihm gegeben hatte, um damit seine Laufbahn auf eigene Faust in einem fremden Lande zu beginnen. Es wäre auch völlig unzureichend gewesen, wenn Richard nicht von Edith eine kleine Summe unter der Bedingung, sie, sobald es ihm möglich würde, zurückzubezahlen, entlehnt hätte.

Es blies und stürmte, als das Fahrzeug in See ging, so daß es aussah, als ob, den äußeren Anzeigen nach zu urtheilen, das Geschick, welchem Richard jetzt entgegenging, ein wechselvolles und düsteres werden müßte.

Zweiter Theil.

I.

Acht Jahre sind vergangen, seitdem Richard den heimathlichen Boden verließ.

Acht Jahre sind verflossen, seitdem Calle Gustavsson als Lehrling aus der Schuhmacherwerkstätte in das Atelier des Professor Schneider versetzt wurde.

Acht Jahre haben Richard aus einem Jüngling in einen Mann, Gerda aus einem Kinde in eine Jungfrau, und Calle aus einem Knaben in einen Jüngling verwandelt.

Acht Jahre haben Professor Schneider zu einem Greis, obwohl von ungewöhnlich lebhafter und rüstiger Art, umgeschaffen. Sie haben Edith zu einer Frau von mittlerem Alter und Sylvia zu einer Knospe gemacht, welche sich der Grenze zwischen Kindheit und Jugend näherte.

Was haben diese Jahre sonst noch für Ereignisse mit sich gebracht?

Von Richard hatte man nur einen Brief erhalten,

welcher die Erzählung davon enthielt, daß er auf der Ueberfahrt von Finnland nach Riga nahe daran gewesen, mit dem Schiffe sein Grab in den Wellen zu finden. Er war von Allem entblößt an Ort und Stelle angekommen, und befand sich, da er schrieb, bei einem von des Vaters alten Freunden, welcher sich des schiffbrüchigen und kranken Jünglings angenommen hatte, so daß er auf solche Weise sich wenigstens wieder mit Kleidern und dem Nothwendigsten versehen konnte. Sobald seine Gesundheit es gestattete, wollte er in der Färberei eintreten.

Der Brief war an den Vater adressirt, aber darin lagen einige Zeilen an Edith eingeschlossen. Sie erhielt dieselben jedoch erst nach Verfluß eines Jahrs, da der Professor sie ihr einzuhändigen nicht minder, als von dem Schreiben an ihn selbst Mittheilung zu machen vergessen hatte.

Jahre vergingen hierauf, ohne daß irgend eine Kunde von dem so weit entfernten Sohne einlief.

Die Zeit, diese grausame Zerstörerin unserer Gefühle und Eindrücke, wirkte auch auf Edith, so daß ihre Gedanken minder häufig mit dem in die Welt hinausgestoßenen Jüngling, welcher sich selbst überlassen war, um sich durch eigene Kraft seinen Weg zu bahnen, sich beschäftigten. Ediths ganze Kraft zu lieben concentrirte sich nun mehr ausschließlich auf Sylvia, welche, jemehr sie heranwuchs, die Sorge der Tante in Anspruch nahm.

Calle war jetzt zwanzig Jahr alt, fleißig, gesittet, beharrlich und still. Der Enthusiasmus, womit er der Kunst zugethan war, und das glühende Verlangen, sich tüchtig in dieselbe einzustudiren, lag gefesselt in

seiner Brust und flüsterte ihm zu, daß er hinaus in die Welt müsse, weil sein Kunstsinn hier nicht genügende Nahrung erhielte.

Des Professors despotisch eiserner Wille, dem er jetzt unterthan war, gestattete nicht, daß er selbst an der Richtung seiner künstlerischen Studien Etwas änderte. Der Professor hatte den Weg, welchen Calle gehen mußte, ausgesteckt und wollte von keinem Einwurf dagegen Etwas wissen.

Calle hatte ohne allen Widerspruch sich leiten lassen, weil seine geistigen Anlagen dadurch ausgebildet wurden. Er war jetzt einer von Schneiders geschicktesten Lehrlingen und tüchtigsten Arbeitern; aber zu seinem Zögling hatte ihn der Professor noch nicht erhoben. Seit drei Jahren war Calle ein ordentlicher Lohn ausbezahlt worden, aber er wurde als ein geschickter Arbeiter, nicht als ein angehender Künstler behandelt. Er wurde niemals an des Professors Tisch geladen, wie es bei den Zöglingen zu geschehen pflegte; auch hatte er nicht, wie diese, Zutritt zu des Professors Bibliothek und arbeitete nicht in Marmor.

Dagegen hatte Schneider großes Gewicht darauf gelegt, daß er zeichnen sollte. Dieß war es, womit er sich eigentlich in den ersten Jahren beschäftigen mußte; hernach durfte er Ornamente modelliren, in Holz schnitzen und in Gyps arbeiten. Schneider entschied von Anfang an dafür, daß Calle ein ausgezeichneter Ornamentenbildhauer werden sollte; aber es war dem großen Künstler niemals in den Sinn gekommen, daß der Schuhmachersjunge zu etwas Höherem berufen sein könnte.

„Unser Land braucht einen künstlerisch erzogenen Holzschneider und Ornamentenbildhauer, und ich will aus ihm einen machen, der Ausgezeichnetes leisten soll," pflegte der Professor zu sagen, und nach dieser Auffassung wurden auch Calle's Arbeit und Unterricht geordnet. Schneider hatte sich einmal die Sache so festgestellt, und es war also keine Rede davon, daß er sie von einem andern Gesichtspunkt ins Auge fassen wollte. Er bemerkte nicht, daß die Anlagen des jungen Menschen höher standen, weil er nicht darauf achten wollte.

Calle's künstlerischer Sinn konnte ihm wohl Antrieb geben, nach etwas Höherem als dem zu streben, wozu sein Beschützer ihn bestimmt hatte. Wenn Calle in freien Stunden zeichnete, machte er Entwürfe, welche von großer Inspiration und einem an sich höchst ungewöhnlichen Reichthum an Ideen Zeugniß gaben. Zugleich ließen diese Entwürfe eine Sicherheit in der Ausführung erkennen, welche in bestimmtestem Widerspruch mit einer Beschrenkung auf den engen Wirkungskreis stand, der einem Holzschneider und Ornamentenbildhauer zugewiesen war.

Wenn eine dieser Zeichnungen dem Professor vor die Augen kam, pflegte er zu sagen:

„Seine Anlagen sind ungewöhnlicher Art. Er wird etwas Außerordentliches in seinem Fache werden."

Calle dagegen war viel zu sehr von seiner Arbeit, seinen Eingebungen und Studien gefesselt, als daß er auf diesen Umstand ein Gewicht legte. Wenn die Zöglinge an Sonntagen bei dem Professor zu Tisch geladen waren, ging Calle heim zu Nisse, und da geschah es, daß er den Tag mit Zeichnen und Plan-

dern zubrachte. Der Wechsel in Calle's Beschäftigung hatte weder in seiner Anhänglichkeit an den Bruder Etwas geändert, noch den mindesten Grund zu einer Ueberhebung bei ihm gelegt. Ein Gefühl von Eitelkeit oder Stolz fand sich nicht in seiner Brust vor. Er war derselbe einfache und anspruchslose Calle, wie er als Schusterjunge gewesen; heiter und vergnügt, glücklich und zufrieden, sparsam und fleißig.

Mit der Familie des Professors stand Calle auf einem weit bessern Fuß als die Zöglinge. Diese wurden von Edith mit kalter Höflichkeit behandelt, aber gegen Calle war sie freundlich und man erkannte deutlich, daß sie für ihn größere Theilnahme als für die übrigen hegte. Es geschah oft, wenn der Professor den Abend außer dem Hause zubrachte, was meistens der Fall war, daß Edith nach Calle schickte, und dann brachte er einige Stunden mit ihr und Sylvia zu.

So entstand zwischen dem kleinen Mädchen und ihm eine Vertraulichkeit, welche sich von seinem allerersten Auftreten in des Professors Hause herdatirte. Sylvia war ein schönes Kind, und Calle konnte von Anfang an sich nicht satt an ihrem Antlitz sehen. Aber nachdem er das ganze erste Jahr sich damit begnügt hatte, dasselbe zu betrachten, begann er im nächsten, sie abzuzeichnen, und man kann sagen, daß Sylvia das Urbild wurde, wornach er modellirte und zeichnete. Sie war jetzt eilf Jahre alt. Calle's Kopien von ihrem Angesicht nahmen immer mehr etwas Ideales an.

Nisse hatte in diesen acht Jahren nicht einen ein=

zigen Tag zu bereuen Grund gehabt, daß er Calle Erlaubniß gegeben, sich von dem Schuhmacherhandwerk loszusagen. Für Nisse waren diese Jahre ziemlich einförmig verflossen. Die einzige Veränderung, welche stattgefunden, bestand darin, daß er mehr Arbeit und bessere Kunden als früher bekommen und einen älteren Burschen zum Gehülfen angenommen hatte.

Nisse arbeitete und träumte von der Zukunft. Sein Streben war, so viel zu ersparen, um sich mit Louise verheirathen zu können; aber wiewohl Nisse wirklich einiges Geld zusammengebracht hatte und mit allem Grund von der Welt hoffen zu dürfen glaubte, daß Louise ihn liebte, gelang es ihm doch nicht, sie zu einem bestimmten Versprechen, daß sie eines Tags seine Frau werden wollte, zu bewegen. Wenn Nisse mit einem Heirathsvorschlag herausrückte, pflegte sie zu antworten:

„Ach Gott, liebster Nisse, es ist noch Zeit genug dazu; siehst Du, ich glaube wir müssen das hinausschieben. Eins ist gewiß, daß ich niemals einem Andern, als Dir mein Herz schenken werde, und ich bleibe dir treu, bis Du Meister bist."

So war es Jahr um Jahr gegangen, ohne daß Nisse dem geträumten Ziele näher rückte. Er fuhr fort zu arbeiten, zu hoffen und zu warten: froh in der Hoffnung und geduldig im Warten.

Stina faßte Schuhe ein und verhielt sich still; aber sie lächelte schadenfroh, wenn Louise und Nisse bezüglich der bevorstehenden Verbindung nicht ins Reine zu kommen vermochten. Wenn der Bruder seufzte, murmelte sie.

„Warte nur noch zu, lieber Junge: der Tag bricht nicht so bald an, da Du Louise zur Frau bekommst, das habe ich mit dem Teufel abgemacht.“

II.

Es war im Frühling. Die Seefahrt hatte wieder begonnen, und an der Schiffsbrücke herrschte Leben und Bewegung. Die ganze Hauptstadt hatte ein froheres Aussehen als zur Winterszeit angenommen. Man meinte, aus der bläulichen Wasserfläche, welche Birgers Stadt umgab, steigen neue Hoffnungen und glänzende Vorspieglungen für die Zukunft auf. Auch auf die bedrücktesten Gemüther übte der Frühling einen unerklärlichen und trostreichen Einfluß aus.

An dem kleinen Fenster in ihrer Wohnung im Habichtsgäßchen saß Gerda und arbeitete. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf das herrliche Panorama hinaus, welches vor ihren Augen ausgebreitet lag. Seit acht Jahren hatte Frau Ahrnell hier gewohnt, und Alles war sich gleich, so wie es aussah, als sie zum ersten Mal über die Schwelle hier getreten war.

Hier hatte Gerda unter strenger, anhaltender Arbeit sich zu einer schönen Jungfrau entwickelt; hier war ihre Gegenwart, ihr Frohsinn und ihre Lebhaftigkeit die Sonne gewesen, welche das Stübchen erhellt und Mühe und Arbeit der schwachen und kränklichen Marianne erleichtert hatte, welche noch immer von dem Tage träumte, da ihr Mann mit den erworbenen Reichthümern heimkehren und die jetzt völlig

unbemerkte Gerda zu einem gefeierten Mädchen machen würde.

Daß Gerda ein schönes Gesicht hatte, davon schien sie gar nichts zu wissen; auch hatte sie nicht, wie die meisten Mädchen, irgend Jemand, welcher ihr das sagte. Sie ging niemals aus, als wenn sie gezwungen war, eine Arbeit fortzutragen, oder wenn sie Pastor Z. besuchte, um die Lectionen zu erhalten, womit er noch immer bei ihr fortfuhr.

Bei solchen Veranlassungen geschah es allerdings, daß Einer oder der Andere einen überraschten Blick auf das hübsche Antlitz des jungen Mädchens warf, aber ohne daß diese einiges Gewicht darauf legte. Gerda hatte keinen Umgang ihres Alters; denn die einzige Familie, zu welcher sie hin und wieder eingeladen wurde, war die von Pastor Z., und hier fanden sich keine Kinder. Ein paar Mal hatte auch Edith sie zu einem Besuche aufgefordert, aber dieß geschah nur dann, wenn sie und Sylvia ganz allein waren. Der einzige Spaziergang, wenn man ihn so nennen darf, welchen Gerda, ohne durch einen Auftrag hiezu veranlaßt zu sein, sich gestattete, war nach der Kirche, oder zuweilen in einer Abendstunde nach dem Moorhügel, wohin sie und ihre Mutter hinaufstiegen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Frau Ahrnell fiel in Folge ihres hölzernen Beines das Gehen schwer, und darum konnte auch von einer längern Wanderung keine Rede sein. Einmal im Sommer pflegte Pastor Z. einen weitern Ausflug nach einem der Lustschlösser zu machen, und da durfte Gerda mitgehen. Ihre Tage verfloßen sonst so einförmig und unter so beständiger Arbeit, daß es ihr

vorkam, als ob jedes Jahr nur einen einzigen langen Tag ausmachte.

Man hätte annehmen sollen, Gerda's Gemüth müßte unter einem so andauernden Sclavendienste eine düstere Färbung bekommen haben; dem war aber nicht so. Die einzige Wirkung, welche ihre aller äußern Zerstreuungen beraubte Lebensweise mit sich gebracht hatte, bestand darin, daß sie bei Zeiten zum Nachdenken angeregt wurde und ihre Phantasie damit die Freiheit zu ganz ungehinderter Entwicklung erhielt.

Dieß war besonders in den letzten Jahren der Fall. Gerda hatte in freien Stunden sich die Gelegenheit verschafft, einige Romane zu lesen, und damit bekam sie vielfache Nahrung für ihre Einbildungskraft. Das Mädchen besaß jedoch von Natur einen so großen Fond von Frohsinn und Lebensfrische, daß weder Entbehrung und Einsamkeit, noch Mangel an den Freuden ihres Alters niederschlagend wirkte.

Sie war ein Naturkind, welches nur Leiden der Armuth, Segen der Arbeit und das Glück, welches gute Menschen um sich zu verbreiten im Stande sind, kannte. Laster und Verbrechen blieben ihr fremd. Arbeit war für sie Unabhängigkeit; Mangel an derselben Lebensunglück.

Aber kehren wir zu ihr zurück, wie sie so an dem geöffneten Fenster dasitzt und näht.

Die Uhr auf der Katharinenkirche schlug sechs. Gerda erhob den Kopf und äußerte ganz munter:

„Jetzt bin ich fertig und zwar auf den Glockenschlag."

Sie erhob sich und schüttelte ihre dunkeln Locken, indem sie hinzusetzte:

„Ich komme präcis, wie ich Mamsell Edith versprochen habe.“

Gerda legte die fertigen Krägen zusammen und wickelte sie in ein Papier. Einige Minuten später hatte sie einen höchst einfachen Sommermantel umgeworfen und einen ebenso einfachen Hut aufgesetzt. Sie küßte die Mutter, versprach bald wieder zu kommen und hüpfte sodann die Treppe hinunter, um ihren Gang nach dem Norden der Stadt anzutreten.

Während Gerda ihren Platz an dem offenen Fenster hatte, war ein Herr von etlichen vierzig Jahren am Fuße des Moorhügels hin- und herspaziert, indem er öfter zu ihr aufschaute. Er betrachtete das Mädchen mit Blicken, welche deutlich bewiesen, daß deren Gestalt ihm auffiel.

Als Gerda aus der Hausthüre trat, stand der eben erwähnte Herr in einer Ecke schräg gegenüber, und als sie, ohne demselben einige Aufmerksamkeit zu schenken, an ihm vorbei ging, trat er in das Haus, wo sie wohnte.

In dem Oehrn stieß er auf ein altes Weib und fragte, wer da über zwei Treppen hoch seine Wohnung hätte.

„Eine Frau Namens Ahrnell,“ lautete die Antwort.

„Ahrnell,“ wiederholte der Mann.

„Ja, sie wohnt nur um ein Jahr weniger hier, als ich, das heißt acht Jahre. Ich erinnere mich noch,“ fuhr die Alte fort, „als ob es erst gestern gewesen wäre, wie der Pastor die Stube für sie miethete, und wie sie aus dem Krankenhaus hieher kam, wo man ihr das Bein abgenommen hatte,

dem armen Weibe. Ich habe ihr seitdem so kleine Verrichtungen besorgt."

Der Mann hörte ihr mit nachdenklicher Miene zu.

„Sollte es möglich sein, daß es seine Frau ist?" murmelte er und machte noch einige Fragen. Er vernahm dabei, daß Frau Ahrnell sich mit Nähen ihren Unterhalt verdiente und daß sie mit ihrer Tochter eingezogen und still für sich lebte.

Nachdem der Mann die Alte ausgefragt und so viel, als er wünschte, erfahren hatte, stieg er die Treppen zu Frau Ahrnells kleiner Dachwohnung, welche aus Stube und Küche bestand, hinauf.

Vor der Thüre blieb er stehen.

„Selsame Fügung des Schicksals, wenn ich hier die Frau wieder fände, welche ich vor acht Jahren so gut wie sterbend verließ!" sprach er bei sich selbst. — „Was weiter? — Sie hat die Wiederkehr zum Leben unbezweifelt mir zu danken. Somit eine Person wenigstens, welche mich in ihr Gebet eingeschlossen hat, überzeugt, daß sie bei dem Freunde ihres Mannes in einer Schuld der Dankbarkeit steht. — Welches Gaukelspiel ist nicht das Leben, und wir, welche Schauspieler!"

Er klopfte nun an die Thüre. Eine sanfte Stimme rief: „Herein!"

Marianne Ahrnell saß auf einen Lehnstuhl vor einem Tisch, der mit Zeug und Nähbedarf bedeckt war. Sie sah von ihrer Arbeit auf, als der Fremde eintrat.

„Um Vergebung, wohnt Frau Ahrnell hier?" fragte der Herr.

Marianne beantwortete die Frage bejahend und

sah den Mann mit einem Blick an, als ob sie in ihrem Geiste nach irgend einer entschwundenen Erinnerung, nach einem merkwürdigen Ereigniß forschte.

„Ich darf wohl nicht hoffen, wieder erkannt zu werden?“ begann der Fremde von Neuem.

„Ich suche vergebens in meinem Gedächtniß nach, wo wir einander zum letzten Mal gesehen haben,“ entgegnete Marianne; „aber es kommt mir dennoch vor, als müßte ich Sie schon früher zu Gesicht bekommen haben.“

„So ist es auch. Mein Name ist Strömberg. — Ich bin es, mit welchem ....“

„Mein Mann abreiste!“ rief Marianne, und über die bleichen Wangen fuhr eine Purpurflamme. „Sie kommen mit Grüßen von ihm? — Ach, ich habe mich darin nicht getäuscht, daß er wieder kommen würde; er hat seine Frau und sein Kind nicht vergessen!“

Strömberg war ein Mann ohne Gewissen, ohne irgend welche Gefühle; aber wie er die Freude der armen Frau bemerkte, wandelte ihn eine höchst peinliche Empfindung an. Er würde in diesem Augenblick viel darum gegeben haben, wenn er einen Gruß von ihrem Mann mitzubringen gehabt hätte.

„Leider, meine liebe Frau, kann ich Ihnen Nichts von Ihrem Manne melden.“

„Nichts? O mein Gott, sollte er todt sein!“ rief Marianne bei der bloßen Voraussetzung eines solchen Unglücks schon einer Ohnmacht nahe.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er noch am Leben. Ich habe keinen Grund, das Gegentheil zu vermuthen. Ahrnells und meine Wege trennten sich

nach unserer Ankunft in Westindien. Er blieb dort, ich ging nach England. Seitdem habe ich keine Kunde von ihm; nur so viel weiß ich, daß er vor einem Jahr noch lebte und daß es ihm wohl in Westindien ging."

„Ihm wohl ging," wiederholte Marianne, — „und dessen ungeachtet hat er Nichts von sich hören lassen," setzte sie seufzend hinzu.

„Sie waren so krank, als er fortging, daß . . ."

„Er hoffte, ich würde sterben," fiel Marianne mit einem schmerzlichen Lächeln ein; „aber dachte er denn gar nicht an unser Kind? oder arbeitet er vielleicht für dieses? Ja, ich sehe Ihnen an, daß Sie diese meine Ueberzeugung theilen."

Strömberg, welcher alle unangenehmen Auftritte verabscheute, ging sogleich auf diese Voraussetzung ein. Marianne hörte ihm mit einem Ausdrucke zu, welcher Zeugniß gab, daß seine Worte ihr genügten, und Strömberg ging hierauf zu dem Grunde über, welcher ihn bestimmt hatte, sie aufzusuchen.

Er war, wie er selbst sagte, ein reicher Mann, mit einer Engländerin verheirathet und Vater einer kleinen Tochter. Es war ihm jetzt, nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Schweden gelungen, die Frau seines alten Freundes auszuforschen, und er wünschte nun, über ihre ökonomische Lage Aufklärung zu erhalten. Seiner eigenen Aeußerung nach war es ihm im höchsten Grade daran gelegen, ihr von Nutzen sein zu können.

Er sprach in einer Weise, welche bei der unerfahrnen Frau ihre Wirkung nicht verfehlen konnte, und darauf berechnet war, ihn vor ihr in einem

vortheilhaften Lichte darzustellen. Marianne war gerührt von seiner Theilnahme und der Erinnerung an die Hülfe, welche er ihr einmal geleistet hatte. Sie fühlte, wie viel Dankbarkeit sie ihm schuldig wäre, und suchte ihre Empfindungen in Worte zu kleiden; aber Strömberg unterbrach sie, indem er einige Fragen in Bezug auf ihre Tochter machte.

Gerda bildete eigentlich das Kapitel, welches den nunmehrigen Fabrikbesitzer Pehr Strömberg interessirte. Er wünschte zu erfahren, ob das junge Mädchen eine Erziehung erhalten hätte u. s. w.

Marianne seufzte und mußte zugestehen, daß dieselbe ganz unvollkommen war, aber dennoch weiter ging, als diejenige, welche Marianne selbst genossen hatte. Strömberg wollte ferner wissen, ob Gerda einige hervorragende Anlagen hätte, aber Marianne vermochte nichts weiter anzugeben, als daß sie sehr fleißig und mit ihrem Loose zufrieden wäre.

Die Stunden waren unter diesen Erkundigungen hinweggeeilt, und noch sprachen Marianne und Strömberg miteinander, als Gerda aus dem Nordtheile der Stadt heimkehrte.

Sie trat blühend und hübsch in ihrer Mutter Zimmer, schien aber etwas überrascht, einen fremden Herrn daselbst zu finden. Strömberg seinerseits vermochte kein Auge von dem einnehmenden Gesichte Gerda's abzuwenden.

Von jüngeren Jahren, als ein thätiger und tüchtiger Seemann, für Geschäfte sehr brauchbar und rechtschaffen von Charakter bekannt, wurde Strömberg bei seiner Rückkehr nach Schweden, da er als Fabrikbesitzer und Großhändler auftrat, von den vornehmsten

Magnaten der Börse mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Sie wußten, daß er in England ein großes Vermögen erheirathet, und daß dieser Umstand im Verein mit glücklichen Spekulationen ihn zu einem sehr reichen Mann gemacht hatte: Einem solchen stehen die Thüren der Reichen immer offen. Er genoß in Folge davon kein geringes Ansehen, und da er wußte, wie viel es werth war, für einen streng ehrlichen Mann zu gelten, hielt er sehr darauf, daß der Schein niemals gegen ihn wäre.

III.

Einige Tage nach dem Besuche bei Marianne hielt Strömbergs prächtige Equipage vor der Wohnung von Pastor Z. Der Fabrikbesitzer ließ sich bei dem nicht reichen Geistlichen melden.

Er kam, um Kunde darüber einzuziehen, was für die Zukunft von Gerda, deren er sich anzunehmen wünschte, geschehen könnte. Pastor Z. fühlte sich durch das Edelmüthige in Strömbergs Benehmen ganz verblüfft und äußerte sich deßhalb sehr unverholen über das Mädchen.

„Gerda ist,“ sprach der Geistliche, „eine von jenen reichausgestatteten Naturen, welche, wie man meint, für etwas Besseres bestimmt sind, aber dessen ungeachtet unbemerkt durch's Leben gehen, gleich tausend Andern, welche unter der Last einer nichtlohnenden Brodarbeit niedergedrückt werden. — Sie hat eine schöne Stimme, lebhafte und schnelle Fassungsgabe, reiche Phantasie und so viel Verstand, daß sie damit

zuweilen fast blendet. Sie gleicht einem ungeschliffenen Diamant; man ahnt den seltenen Schimmer, aber ehe derselbe recht zu Tage tritt, bedarf es des Schliffes."

Strömberg gab nun dem Pastor seine Bereitwilligkeit zu verstehen, etwas Gewisses sowohl für die Mutter, als für die Tochter auszusetzen, unter der Bedingung, daß das Mädchen ihre Zeit einzig der Einsammlung von Kenntnissen widmete. Der Pastor erhielt den Auftrag, mit Frau Ahrnell zu reden; Etwas, das er gern übernahm, da er in dem Vorschlag des Fabrikbesitzers einen Lichtstrahl für das Schicksal des von ihm in Schutz genommenen Mädchens zu erkennen glaubte.

Am nächsten Tage, einem Samstage, gab es ein Concert auf dem Moorhügel.

Die Fenster bei Frau Ahrnell standen offen, und Gerda saß an einem derselben und hörte der Musik zu. Ihr Aussehen war nachdenklich und das Auge ziellos in's Weite gerichtet.

„Weißt Du, Mama," sagte sie endlich, zu der Mutter aufsehend; „ich möchte meine Seele vom Körper trennen und dahin ziehen lassen, weit, weit weg von hier auf den Schwingen der Töne."

„Aber wohin wolltest Du sie ziehen lassen?" fragte die Mutter und sah das Mädchen mit unruhigem Blicke an. Sie vermochte, während sie sich also äußerte, Gerda's Gedankengang nicht zu folgen.

„Wohin?" wiederholte Gerda lächelnd: „das weiß ich nicht; aber ich möchte mit diesen Tönen dahin fliegen, um im Raume gleichsam zu verklingen und mit ihnen zu sterben."

Es klopfte an der Thüre. Gerda fuhr auf, um zu öffnen, und wieder stand Pastor Z. vor ihnen.

„Ah, sieh da, der Herr Pastor," rief Gerda, erfreut, als ob sie sich dem frommen Geistlichen in die Arme werfen wollte.

Nachdem der Pastor sich nach dem Befinden von Frau Ahrnell erkundigt und von diesem und jenem geredet hatte, brachte er das Gespräch auf Strömberg und dessen Besuch bei ihm sammt dem Vorschlag, den er ihnen machen ließ. Der Pastor erzählte von der Güte des Fabrikbesitzers und von dessen Geneigtheit, sowohl für Marianne als für Gerda Sorge zu tragen und der letztern Gelegenheit zu verschaffen, sich so weit auszubilden, daß sie sich eine bessere Zukunft als diejenige, welche nunmehr auf sie wartete, bereiten könnte.

Marianne hörte ihm, tief ergriffen von dem Edelmüthigen in Strömbergs Vorschlag, mit Thränen in den Augen zu; Gerda saß mit hocherhobenem Haupte und lebhafter Röthe auf den Wangen da. Es war, als ob sie von einem ganz andern Gesichtspunkte, als demjenigen, worauf sich der Pastor befand, das Anerbieten betrachtete.

Als der Geistliche zu Ende war, fragte Gerda:

„Was sollen wir Herrn Strömberg thun, um diese Wohlthaten zu vergelten?"

„Thun?" wiederholte der Pastor. „Ihm dafür dankbar sein, mein Kind; das ist das Einzige, womit ihr, Du und deine Mutter, ihn bezahlen könnt."

„Aber in solchem Fall, ist es ein uns erwiesenes Almosen, Etwas, wofür wir unser Leben lang in seiner Schuld stehen, und dieß . . . . ."

„Nun, Gerda, was meinst Du?"

„Ach, bester Herr Pastor, ich weiß, es wird von

mir undankbar herauskommen, aber ich kann nicht dafür, daß es so ist, denn es erscheint mir unmöglich, das Anerbieten anzunehmen, wofern wir, Mama und ich, nicht durch irgend eine Arbeit ihm dafür Genüge leisten können. Wir stehen bei Herrn Strömberg schon in Verpflichtung für das Geld, welches er uns bei der Abreise meines Vaters gab. Die Noth war damals von der Art, daß Mama sich gezwungen sah, mit betrübtem, aber dankbarem Herzen diese Hülfe anzunehmen; aber jetzt — jetzt fehlt es uns nicht an Arbeit, und ich bin, Gottlob! gesund, wenn auch Mama zuweilen schwach ist; warum sollen wir also diese Wohlthaten annehmen, welche wir nicht vergelten können."

„Gerda hat Recht," fiel Marianne ein; „es wäre wirklich ein schmerzliches Gefühl, sich von Jemands Barmherzigkeit abhängig wissen zu müssen, wenn wir unsern Unterhalt verdienen können."

„Aber Sie übersehen beide hiebei einen sehr wichtigen Umstand," fiel der Pastor ein, „nämlich den, daß Sie jetzt Ihr Brod durch eine Arbeit verdienen, welche knapp einbringt, was Sie für den Tag bedürfen. Und sollte es geschehen, daß Eines von Ihnen erkrankte; was wäre dann Ihr Schicksal? — Ja, dasselbe, wie es früher einmal gewesen, wofern nicht die öffentliche Barmherzigkeit dazwischen träte. — Ist es also nicht besser, dieses Gerda gemachte Erbieten anzunehmen, da sie hiedurch sich so viel Bildung und Kenntnisse aneignen kann, daß sie auf eine für ihre Zukunft nutzbringendere Weise sich ihr Auskommen schaffen mag. Setzen wir den Fall, Gerda gehe auf den Vorschlag des Fabrikherrn ein,

und erhalte dadurch Gelegenheit zur Erlernung von Sprachen und Musik, könne somit Gouvernante oder Lehrerin in einem Institute werden, so müßte sie doch in dieser Stellung mehr verdienen, als was sie jetzt mit täglich zwölf- bis vierzehnstündiger Sclavenarbeit zusammenzubringen vermag. Gerda hat eine gute Handschrift, sie schreibt geläufig ihre Muttersprache. Wohlan, wenn sie sich genügende Sprachkenntnisse verschafft, so kann sie mit Uebersetzen Beschäftigung bekommen. Genug, mit Kenntnissen wird es ihr leichter, sich unabhängig zu machen, als bei Ermangelung derselben. Mit den kleinen Vorkenntnissen, die sie sich bei mir eingethan hat, und mit der Neigung zum Lernen, die ihr eigen ist, sollte es nicht so schrecklich lang dauern, bis sie in den Besitz der hiezu erforderlichen Fähigkeiten gelangt."

Mutter und Tochter saßen nachdenklich da, ohne ein Wort zu sprechen.

In Gerda's Innern sah es ganz seltsam aus. Die bisher schlummernde Sehnsucht nach Geistesbildung war zum vollen Bewußtsein ihres Strebens gelangt und bereit, den Ausschlag zu geben, wurde aber alsbald und völlig durch den Stolz unterdrückt, welcher sich gegen den Gedanken, eine Gnadengabe anzunehmen, empörte. Gerda besaß in hohem Grade jenen Ehrgeiz der Arbeit, welcher bei denen genährt wird, die von ihren Kinderjahren an nur auf sich selbst und ihren eigenen Verdienst sich angewiesen sehen. Sie hatte sich nicht einmal der bei andern Kindern so gewöhnlichen Zuversicht zu den Eltern überlassen dürfen, daß diese für sie zu sorgen verpflichtet wären, ohne ihr die Nothwendigkeit, sich

selbst an Entsagung und Arbeit zu gewöhnen, hiebei aufzuerlegen.

Dieser Umstand hatte frühzeitig bei ihr das Bewußtsein eigener Kraft und die Liebe zur Selbstständigkeit entwickelt. Sie hatte niemals gedacht: ‚dieses oder jenes wird meine Mutter oder mein Vater mir anschaffen,‘ sondern vielmehr: ‚das brauche ich, und um es zu erhalten, muß ich arbeiten.‘ Sie konnte es darum sich nicht vorstellen, wie es zuginge, sich auf einen Andern als auf sich selbst zu verlassen, und es blieb immer etwas Demüthigendes für ihr Selbstgefühl, eine Wohlthat annehmen zu müssen, wenn sie derselben entbehren konnte.

„Ich kann den gemachten Vorschlag nicht annehmen,“ antwortete Gerda nach einer Pause. — „Ach, guter, guter Herr Pastor, zürnen Sie mir nicht, aber ich fühle jetzt, daß es unmöglich ist. Wie oft haben nicht Sie und meine Mutter mir gesagt, wenn man gesund ist und arbeiten kann, muß man nur auf Gott und sich selbst vertrauen. So weit ich zurückdenken kann, habe ich niemals meine Zuversicht auf Jemand anders gesetzt, und darum vermag ich es auch jetzt nicht.“

„Was sagen Sie dazu, Frau Ahrnell?“ fragte der Pastor.

„Ich glaube, Gerda hat Recht. Ich habe ja niemals etwas Anderes als Nähen und Beten gelernt. Warum sollte Gerda denn sich nicht fortbringen können, ohne der Erwerbung größerer Kenntnisse zu bedürfen? Sie hat bereits zehnmal mehr gelernt, als was ihre Mutter jemals konnte. Sie ist die Tochter eines armen Schreibers und einer Näherin; wozu

würde es also wohl nützen, ihr eine über ihren Stand gehende Erziehung zu geben? Ein Kind der Arbeit, ist diese für sie das Leben, und sie darf dieselbe nicht schwer finden. Sollte sie einmal es anders bekommen, so muß der frohe Tag sie ebenso demüthig finden, wie sie es am schlimmen gewesen, aber auch ebenso unabhängig von Anderer Wohlthaten, wie sie es jetzt ist.“

Pastor Z. war nicht zufrieden. Er sah weiter, als die fromme Mutter, und ahnte, daß die Genügsamkeit, welche Gerda jetzt besaß, sie nicht immer begleiten würde, wenn sie eines Tags zu völligem Bewußsein ihrer geistigen Kräfte gelangen und dann die ganze drückende Gewißheit, an eine seelenertödtende Arbeit geschmiedet zu sein, erkennen würde. Er entfernte sich indessen, ohne daß er noch einen Versuch machte, sie zu einem von den Grundsätzen, wozu sie sich bekannten, abweichenden Handeln zu überreden.

IV.

Einige Tage vergingen nach des Pastors Besuch.

Gerda hatte wie immer eifrig gearbeitet; aber sie war nachdenklicher geworden, als es sonst bei ihr der Fall gewesen.

Wenn der Abend einbrach und Frau Ahrnell zur Ruhe ging, blieb Gerda am Fenster sitzen und schaute ins Weite. Sie dachte an Etwas, das ihr früher niemals in den Sinn gekommen war — an die Zukunft.

Das erweckte Verlangen nach Kenntnissen war

nicht so leicht wieder in Schlaf zu wiegen. Es beugte sich widerstrebend unter die Entsagung, welche der Stolz ihr auferlegte. Eine heftige Sehnsucht erfüllte die junge Brust, eine früher ihr fremde Unzufriedenheit quälte das Herz und bewirkte, daß sie in Augenblicken der Einsamkeit die Arme gerade nach dem ausstreckte, was ihr angeboten, aber von ihr abgelehnt worden war.

Wie flogen nicht ihre Pulse bei dem Gedanken, daß sie Gelegenheit finden könnte, ihren Geist zu veredeln, daß es ihr durch Aufklärung und Kenntniß gelingen würde, in die wirren Träume, welche ihr Inneres erfüllten, Ordnung zu bringen. Es war für sie also im Gebiet der Möglichkeit gelegen, aus dem Kelche der Wissenschaft zu trinken; aber sie hatte selbst die Hand von sich gestoßen, welche ihr dazu verhelfen wollte.

Eines Abends, einige Zeit nach dem Besuche des Pastors, saß Gerda am Fenster und starrte wieder in den leeren Raum. Endlich brach sie in Thränen aus.

Zum erstenmal erschien ihr das Leben schwer und die Zukunft dunkel. Sie fühlte es so voll in sich, und so düster rings herum. Sie klagte beinahe den Pastor an, daß er ihr den Frieden geraubt und sie aus der stillen Genügsamkeit, die ihr früher eigen war, gerissen hatte. Warum ihr davon reden, daß sie durch andere Mittel als das bloße Nähen zur Unabhängigkeit gelangen könnte, da er doch einsehen mußte, wie wenig es sich mit ihrer Selbstständigkeit vertrug, das ihr gemachte Erbieten anzunehmen. Gerda's Thränen floßen lang, aber im Stillen. Nachdem sie sich müde geweint hatte, ging sie zur Ruhe.

Sie hatte sich eingebildet, daß Niemand von diesem Ausbruch des Schmerzes Zeuge gewesen, und daß die Mutter ruhig schliefe, aber sie täuschte sich. Marianne hatte nicht ein einziges Mal an diesen Abenden die Augen geschlossen, ehe Gerda sich niederlegte. Sie war eine schweigende Zuschauerin des Kampfes gewesen, welchen das junge Mädchen mit ihrem in Aufruhr gerathenen Innern bestand. Sie hatte eben an diesem Abend mit stillstehendem Herzen auf das erstickte Schluchzen und die unzusammenhängenden Worte der Tochter gehorcht.

Marianne war keineswegs mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet, aber sie besaß jenen Instinkt des Herzens, welcher die zartfühlende und gute Frau stets kennzeichnet. Vielleicht hatte sie gleichfalls in ihrer Jugend Augenblicke gehabt, wo der böse Geist der Unzufriedenheit sich zum Herrn über ihr Inneres machte, und vielleicht stand diese Erinnerung vor ihr. Genug, als Gerda bereits schlief, lag Marianne noch wachend da und grübelte über die Möglichkeit nach, Gerda ein freundlicheres Geschick zu bereiten und die Sehnsucht, wovon jetzt des Mädchens Brust erfüllt war, zu befriedigen.

Da Marianne kein passendes Mittel zur Förderung davon zu entdecken vermochte, schloß sie damit, daß sie in einem warmen und innigen Gebet den Herrn um Erleuchtung, wie sie handeln sollte, anrief.

Der Morgen brach klar und schön an. Auch auf Gerda's Stirne war es wieder licht geworden, und nicht eine Wolke erinnerte mehr an die Thränen der entflohenen Nacht.

Mutter und Tochter setzten sich an ihre Arbeit.

Der Vormittag war noch nicht sehr weit vorgerückt, als es an der Thüre ihrer Wohnung klopfte.

Gerda öffnete. Vor ihr stand eine elegant gekleidete Dame mit einem wohlwollenden Angesicht. Sie fragte nach Frau Ahrnell, und Gerda bat sie, einzutreten.

Die Aussprache der Dame verrieth eine Ausländerin, der es etwas schwer fiel, sich schwedisch auszudrücken. Sie nannte ihren Namen. Es war die Gattin des Fabrikbesitzers Strömberg, und sie war erschienen, um einige Krägen und Manschetten bei Frau Ahrnell zu bestellen. Sie brauchte ein Dutzend derselben, wünschte sie aber möglichst bald zu erhalten, weil sie in einigen Wochen auf Besuch zu ihren Angehörigen nach England zu reisen gedachte.

Während sie sich also äußerte, warf sie einen prüfenden Blick auf Gerda, schien aber keine sonderliche Eile zu haben, sondern sprach noch Mancherlei von Mustern u. dergl.

Gerda übernahm die Arbeit für sich, da die Augen der Mutter so geschwächt waren, daß sie sich mit solchen feinern Nähereien nicht mehr befassen konnte.

Nach der neuen Bestellung blieb ihr nicht viel Zeit übrig, sich Träumereien hinzugeben, denn sie mußte bis in die Nacht hinein hinsitzen und nähen und sticken, um mit einem Probekragen in Bälde fertig zu werden. Als er endlich in Ordnung war, begab sie sich nach der Wohnung des Fabrikherrn Strömberg an der Schiffbrücke.

Das Haus war schon ein Jahr vor seiner Ankunft in Schweden auf seine Rechnung gekauft wor-

den; er selbst bewohnte es aber erst seit einem halben Jahr.

Gerda wurde sogleich bei der reichen Dame vorgelassen, welche äußerst freundlich gegen sie war und sich mit der Arbeit zufrieden bezeigte. Sie ließ ihre kleine Tochter rufen und beklagte sich darüber, daß das Mädchen ein so schlechtes Schwedisch spreche, um so mehr, da sie, die Mutter selbst, hierin sich nicht geläufig auszudrücken vermöge, weil sie erst seit ihrer Ankunft in Schweden es zu lernen angefangen hätte. Sie wünschte deßhalb auch in ihrem Hause eine junge Schwedin zu haben, welche ihr Gesellschaft leisten und die Erziehung von Elisa übernehmen könnte.

Gerda hörte ihr zu, ohne ein Gewicht auf diese Worte zu legen, und kehrte nach Hause zurück, ohne weiter darüber nachzudenken.

Wiederum vergingen ein paar Wochen. Gerda zeigte sich fleißiger als je, aber ihre Munterkeit war verschwunden.

Eines Tags, als Gerda gerade an dem letzten Kragen arbeitete, wurden sie und ihre Mutter wieder mit einem Besuche von Frau Strömberg überrascht. Sie wünschte mit Marianne unter vier Augen zu sprechen und machte Gerda den Vorschlag, mit ihrer kleinen Tochter, welche unten vor dem Hause im Wagen saß und wartete, ein wenig vor das Thor hinaus zu fahren.

Entzückt über diesen Vorschlag, nahm Gerda ihn ohne Zögern an, und einige Augenblicke darauf saß sie im Wagen an der Seite der fünfjährigen Elisa, welche so schlecht schwedisch redete. Aber wenn man siebzehn Jahre alt ist und zum ersten Mal in seinem

Leben in einer eleganten Equipage, mit Kutscher und Bedienten auf dem Bock, fährt, denkt man nicht daran, ob die Person, welche daneben sitzt, sich in ihrer Sprache gut oder schlecht ausdrückt.

Während Gerda draußen war, hatte Madame Strömberg ein Gespräch mit Frau Ahrnell eingeleitet, welches von nichts mehr oder minder handelte, als daß es ihr Wunsch wäre, Gerda als Gesellschafterin und zugleich als Elisa's Lehrerin im Schwedischen zu sich zu nehmen, was natürlich zur Folge haben würde, daß sie mit ihnen auch nach England reisen müßte.

Gerda sollte dreihundert Reichsthaler jährlichen Gehalt bekommen und sonst Alles frei haben. Ueberdies versprach Frau Strömberg, Gerda selbst in der englischen Sprache zu unterrichten und sie auch Musik und Französisch lernen zu lassen.

In drei Wochen sollte die Reise nach England angetreten werden, und es war Frau Strömbergs Wunsch, Gerda sollte sie begleiten und während des Aufenthalts im Hause ihrer Eltern bei ihr bleiben. Sie begehrte noch keine bestimmte Antwort, sondern bat Frau Ahrnell einzig und allein, sich die Sache einige Tage zu überlegen und Jemand, dem sie Vertrauen schenkte, zu Rath zu ziehen.

Marianne erklärte, sie wolle mit Pastor Z. darüber sprechen, und wenn dieser für Annahme des Erbietens stimme, so sollte Gerda mit Frau Strömberg gehen.

Eins hatte Marianne sich bereits klar gemacht, und dieß war, so weit es ohne einige Demüthigung geschehen könnte, wo möglich Gerda andere Aussichten auf Versorgung, als sie selbst gehabt hatte, zu ver-

schaffen. Marianne war in Folge ihrer letzten Unterredung mit dem Pastor und der veränderten Gemüthsstimmung ihrer Tochter auf Gedanken gekommen, die ihr bisher fremd gewesen. Sie hatte jetzt keinen höhern Wunsch, als daß Gerda Gelegenheit erhielte, sich Kenntnisse zu verschaffen, durch welche sie in den Stand gesetzt würde, sich eine unabhängigere Existenz, als sie dermalen hätte, zu begründen.

Noch an demselben Tag redete Marianne mit Pastor Z. Er rieth ihr, Gerda reisen zu lassen, und jetzt erst machte die Mutter derselben Mittheilung von dem erfolgten Vorschlage. Es war ein harter Kampf, welchen Marianne mit Gerda zu bestehen hatte. Sie wollte die Mutter nicht verlassen, und Marianne konnte sie nur durch einen Machtspruch zur Nachgiebigkeit bestimmen. Das Resultat war, daß Gerda Frau Strömberg begleiten sollte.

Pastor Z. versprach, sammt seiner Frau öfters nach ihrer Mutter zu sehen, und Frau Z. wollte es so einleiten, daß Marianne's bisherige Aufwärterin, die alte Sjöberg, während Gerda's Abwesenheit in Frau Ahrnells Küche schlafen sollte und somit stündlich nach derselben sehen könnte.

Marianne war früher niemals von ihrer Tochter getrennt gewesen, und es gab somit einen schweren Augenblick, als sie derselben Lebewohl sagte. Für sie, die niemals ein anderes Glück, als dasjenige, welches ihr die so kurz andauernde Liebe ihres Mannes bereitete, kennen gelernt hatte, war es die einzige Freude gewesen, dieses Kind um sich zu haben. Mit Gerda zusammen, war ihr die Armuth minder

drückend, die Arbeit leichter, und selbst das Leiden nicht so bitter vorgekommen. Jetzt, seitdem die Tochter sich entfernt hatte, dünkte es Marianne, als ob die Sonne selbst zu scheinen aufgehört, als ob das Leben selbst ein verändertes, düsteres und hoffnungsloses Aussehen angenommen hätte.

Marianne's Gemüthsart war jedoch so frei von aller Selbstsucht, daß sie, nachdem der erste Schmerz dem Nachdenken Platz gemacht hatte, nur die Vortheile in Erwägung zu ziehen begann, welche der Tochter aus dieser Trennung erwachsen mußten. Sie vergaß sich selbst und beschäftigte ihre Gedanken ausschließlich mit Gerda und der glücklichen Wendung, welche, wie sie nun hoffte, des Mädchens Schicksal genommen hatte. Sie sollte die Welt sehen, nützliche Kenntnisse einsammeln und unter Menschen hinauskommen. Die ganze Zukunft Gerda's mußte dadurch eine andere Gestalt erhalten. Sobald ihre Phantasie einmal diese Richtung angenommen hatte, verschwand der Kummer, und sie söhnte sich mit ihrem Geschick aus. Sie arbeitete, hoffte und betete für ihr Kind.

V.

In der Nähe von London lag ein Gut, Lislehill genannt, welches einem sehr reichen Fabrikherrn, oder vielmehr dem Hause Smith und Sohn angehörte.

Smith der ältere war der Vater von Pehr Strömbergs Frau.

Es war zu Ende des Monats August. In der großen, mit Schlinggewächsen bekleideten Veranda saß

ein junges Mädchen mit einem Kinde. Das Mädchen las, wie es schien, mit großem Interesse in einem Buche, welches vor ihr auf dem Tische lag. Das Kind saß auf einem Schemel zu ihren Füßen, spielte mit einer großen Puppe und warf dann und wann einen Blick auf die Leserin. Alles rings herum war still und ruhig. Es sah aus, als ob es in der stattlichen Villa keine andern lebenden Wesen mehr gegeben hätte.

Jetzt ließ sich das Rollen eines Wagens aus der der Ferne vernehmen.

„Jetzt kommt Mama," sagte das Kind und sah zu dem jungen Mädchen empor.

„Nein, Elise," erwiederte Gerda, „es ist nur die Equipage, welche zurückkehrt. Du weißt ja, daß Mama erst in einigen Tagen wieder eintrifft."

„Ja, leider."

Elise erhob sich und schlang ihre Arme um den Hals des jungen Mädchens, indem sie hinzusetzte:

„Ich möchte so gern hingehen und mit Tom spielen, darf ich? Wir wollen nicht über den Hof hinaus, das verspreche ich Dir."

„So geh," antwortete Gerda; „ich werde bald nachkommen und sehen, was ihr treibt."

Die kleine Elise küßte das Mädchen, klatschte in die Hände und hüpfte davon.

Es verfloß einige Zeit, während welcher Gerda kein einziges Mal den Blick von dem Buche erhob, dessen Inhalt sie so zu fesseln schien, daß selbst die Annäherung eines jungen Mannes unbeachtet blieb.

Als derselbe in der Nähe der Veranda angelangt war, blieb er stehen und betrachtete das nachdenkliche und schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Es frappirte ihn durch seine seltene Schönheit. Nachdem er lange so, ohne einen Blick von ihr zu verwenden, dagestanden war, stieg er zu der Veranda hinauf.

„Entschuldigen Sie, Fräulein, ich möchte wissen, ob Mr. Smith der ältere zu Hause ist," begann der Fremde, den Hut abnehmend.

Das Mädchen schaute erschrocken bei dem Laut dieser Stimme auf. Auf der Treppe der Veranda stand der junge Mann, die eine Hand auf das Geländer stützend.

Als die Augen des jungen Mädchens auf ihn fielen, sprang sie auf, wurde zuerst bleich, dann purpurroth und rief, einige Schritte ihm entgegentretend: „Richard!"

Darauf blieb sie stehen, schlug die Augen nieder, und ihr ganzes Angesicht zeugte von der größten Verwirrung.

Im nächsten Augenblick war der junge Mann auf der Veranda. Seine Miene drückte Erstaunen aus.

„Wie, Sie kennen mich?" fragte er. „Wann und wo haben wir uns getroffen?"

Er redete sie natürlich in englischer Sprache an.

„In Schweden sahen wir einander. Es sind jetzt acht Jahre. Sie baten mich, ich sollte Ihrer gedenken, und ich habe meines Versprechens nicht vergessen," antwortete das junge Mädchen auf Schwedisch.

„Vor acht Jahren — in Schweden — aber Sie waren ja damals ein bloßes Kind."

„Ja, und noch dazu ein sehr armes Kind."

„Wirklich!"

Richard forschte in seinem Gedächtniß nach, konnte sich aber des armen Kindes nicht erinnern.

„Ich habe Sie in gutem Andenken behalten; aber Sie, Sie haben der armen Gerda völlig vergessen," fuhr das Mädchen mit einem beinahe wehmüthigen Lächeln fort.

„Gerda ...." wiederholte Richard und faßte ihre Hand. — „Ach, jetzt erinnere ich mich! Das Kind mit den wunderbaren Augen, welches meiner niemals zu vergessen gelobte."

Gerda lächelte erröthend.

„Jetzt — jetzt erkenne ich Sie," setzte Richard hinzu und sah in die schönen Augen, welche sich vor seinem etwas kecken Blicke zu Boden senkten. „Welches glückliche Spiel des Geschicks hat Sie nach England geführt und es so gefügt, daß Sie die erste Person sind, welche mir an diesem Orte entgegentritt. Sie sind wohl nicht verheirathet?"

„Nein, ich begleite Frau Strömberg als deren Gesellschafterin und als Pflegerin ihres Kindes. Lehrerin kann ich mich nicht nennen," erwiederte Gerda.

„Somit in abhängiger Lage?"

Richard ließ ihre Hand los und sah sie mit einem traurigen Blick an, indem er hinzusetzte:

„Es würde mich gefreut haben, wenn dem nicht so gewesen wäre."

„Abhängig sind wir alle, wenn auch mehr oder minder," entgegnete Gerda freimüthig; „aber wir können eines Tags durch unsere Arbeit zur Unabhängigkeit gelangen. Ich wenigstens hoffe auf einen solchen Tag."

„Sie, ein Mädchen?" fragte Richard, indem er

mitleidig den Mund verzog. „Für Sie gibt es nur eine Unabhängigkeit, und diese tritt erst damit ein, daß Sie sich verheirathen."

„In solchem Falle fürchte ich, daß dieselbe mir niemals zum Loose wird," versicherte Gerda.

„Sie beabsichtigen also unverheirathet zu sterben?"

„Ich beabsichtige, mich niemals aus Berechnung zu verheirathen."

„Aber aus Liebe?"

„Die Liebe ist ein flüchtiges Gefühl und taugt nicht für die arbeitende Klasse; aber warum davon reden? Es ist mir noch, als ob Sie nach Mr. Smith gefragt hätten. Hier kommt er die Allee herauf, sehe ich."

Gerda deutete mit der Hand nach der Richtung, von welcher der ältere Smith herkam, und verließ hastig die Veranda.

Richard hielt sie nicht zurück. Er schaute ihr gedankenvoll nach und murmelte:

„Ich glaube wirklich, meine Knabenphantasieen kehren wieder. — Wie schön sie geworden ist. — Nun, was weiter? — Sie und ich, wir haben nichts mit einander gemeinsam. Unsere Wege müssen getrennt bleiben, auch wenn sie eben jetzt zusammenstießen."

Richard Schneider stieg von der Veranda herab und ging Mr. Smith entgegen. Er nannte seinen Namen und wurde von dem reichen Fabrikanten mit vieler Freundlichkeit begrüßt.

Smith und Sohn, Besitzer einer großen chemischen Fabrik, hatten auf die Empfehlung eines ausgezeichneten Chemikers den jungen Schneider, welcher durch

seine ungewöhnlichen Kenntnisse in der Chemie bekannt war, mit einem sehr bedeutenden Gehalt als Vorstand der großen Fabrik engagirt, welche in der Nähe der Villa gelegen war. Richard hatte sich jetzt eingefunden, um diesen Posten zu übernehmen.

Einige Tage verflossen, ehe Frau Strömberg, welche in London gewesen, heimkehrte. Sie war nicht allein, sondern von ihrem Mann begleitet.

Dieser war in Schweden zurückgeblieben, als seine Frau nach England reiste. Kürzlich war er nun in London angekommen, und seine Frau hatte sich dorthin begeben, um ihn willkommen zu heißen. Gerda war mit Strömberg seit dem Tage, da sie ihre Stelle in seiner Familie antrat und er letztere zu dem Dampfboot begleitete, nicht mehr zusammengetroffen.

Der reiche Mann schien nunmehr von dem armen Mädchen gar keine Notiz zu nehmen. Ein kaltes Kopfnicken war seine einzige Begrüßung.

Richard hatte für heute eine Einladung zur Familientafel erhalten, da man zur Feier von der Heimkehr des Schwiegersohnes ein Diner gab. Er machte Gerda eine artige aber fremde Verbeugung, und sie, welche bisher das Drückende einer abhängigen Stellung in einem reichen Hause noch nicht gefühlt hatte, wurde jetzt wenigstens von einer Ahnung derselben beschlichen.

Madame Strömberg war eine jener Frauen, welche die Natur mit einem Engelsherzen begabt hat. Daher kam es, daß sie von Anfang Gerda mit einem Wohlwollen behandelte, welches das junge Mädchen ihr Verhältniß als das einer bezahlten Dienerin vergessen ließ.

Mr. Smith der ältere war ein Ehrenmann, welcher sich durch seinen Fleiß zu einem Millionär emporgearbeitet hatte.

Seit ihrer Ankunft in England war Frau Strömberg mit Niemand anders, als ihrem Vater und ihrem verheiratheten Bruder, der gleichfalls zu Lislehill wohnte, in Berührung gekommen.

Zwei Monate lang hatte sie ihres Vaters Haus nicht verlassen. Ihr erster Ausflug war die Reise nach London, welche unternommen wurde, um ihren Mann daselbst zu empfangen. Sie liebte ein stilles, von dem Geräusch der Welt zurückgezogenes Leben, und diese Neigung wurde von ihrem Vater und ihrem verheiratheten Bruder getheilt.

Diese Umstände ersparten Gerda manches Unbehagen, welches ihre Stellung als eine Dienerin höhern Schlags sonst mit sich gebracht hätte.

Das erste Mittagsmahl, welchem Strömberg zu Lislehill anwohnte, war für Gerda im höchsten Grade peinlich. Einige Herren waren von London eingeladen. Als man sich zu Tische setzte, äußerte jener sein Mißvergnügen darüber, daß Elise, seine Tochter, sich auch dabei eingefunden hatte. Seiner Meinung nach war sie noch zu jung, und er sprach sich dahin aus, daß mit ihrer Lebensweise eine Aenderung vorgenommen werden müsse.

Gerda wurde nicht eines Blicks gewürdigt, und das junge Mädchen, welches früher bei Tische ganz ungezwungen sich in das Gespräch gemischt hatte, fühlte sich jetzt ganz beklemmt.

Richard unterhielt sich mit Frau Strömbergs un-

verheiratheter Schwester, Miß Milly Smith, einer jungen, schönen und koketten Engländerin.

Das Diner war zu Ende; die Herren blieben noch bei Tisch, die Damen verließen den Saal.

Gerda ging mit Elise auf ihr Zimmer, da das Kind sich um diese Zeit zur Ruhe zu legen pflegte.

Als die Kleine eingeschlafen war, gedachte das junge Mädchen sich in den Park hinabzubegeben; allein Frau Strömberg ließ sie auffordern, wieder im Salon zu erscheinen. Von den Herren war Niemand mehr da, außer Richard, welcher auch jetzt seine Aufmerksamkeit ausschließlich Milly widmete.

Als Gerda eintrat, warf er einen ganz flüchtigen Blick auf sie. Nach einer Weile erhob er sich, sagte den Damen gute Nacht und machte Gerda, als ob sie ihm eine ganz fremde Person wäre, nur aus der Ferne eine leichte Verbeugung.

Richard war von diesem Tage an der beständige Gast in dem Smith'schen Hause. Er hatte seine Wohnung in einem der Fabrikgebäude. Dieß bewirkte, daß der junge Techniker, von welchem der Erfolg des ganzen Fabrikbetriebs abhing, als ein Mitglied der Familie betrachtet wurde. Er brachte seine freien Stunden entweder im Gespräche mit den Damen, oder in Discussionen mit den Herren zu.

Seit Richards erstem Zusammentreffen mit Gerda hatte er das Wort nicht mehr an sie gerichtet. Die einzige, zwischen ihnen vorkommende Berührung bestand darin, daß sie einen Gruß austauschten.

Anfangs fiel dieses Fremdthun Gerda schmerzlich auf; aber als sie es gewohnt wurde, dachte sie nicht

mehr daran, sondern begann den Mann, für welchen sie seit ihrem neunten Jahre geschwärmt hatte, auch als einen Fremdling zu betrachten.

Ihr ganzes Interesse widmete sie den Lektionen, welche sie durch Frau Strömbergs Fürsorge in Musik und Sprache erhielt.

Das stolze Benehmen und der kalte Ton Strömbergs hatte ihr eifriges Streben nach den Kenntnissen, welche sie sich zu erwerben Gelegenheit hatte, gewissermaßen verdoppelt.

So verfloßen einige Wochen.

Eines Vormittags, da Richard Mr. Smith suchte, fand er Gerda allein zu Hause. Sie theilte ihm mit, daß die ganze Familie nach London gefahren wäre.

„Und warum sind Sie nicht auch dabei?“ fragte er, an der Seite des Mädchens Platz nehmend.

„Aus dem einfachen Grunde, weil meine Zeit es mir nicht gestattete,“ antwortete sie.

„Ihre Zeit?“

„Ja, sie ist wohl das einzige Kapital, welches die Kinder der Armen besitzen, und womit sie haushälterisch umgehen müssen.“

„Aber in Ihrer gegenwärtigen Stellung, dünkt mir, hätten Sie nicht nöthig, darüber in Sorge zu sein. Ihre Stellung in diesem Hause ist nach dem, was man mir gesagt hat, nicht von der Art, daß sie große Anstrengung mit sich bringt.“

„Ja, wenn ich nur auf sie mein Augenmerk richten wollte,“ entgegnete Gerda lächelnd; „aber ich habe auch andere Interessen.“

„Welches sind dieselben?“

„Das Streben nach Bildung.“

„Bildung!"

Richard sah sie mit einem Blick an, als ob er diese für Etwas hielte, das ein Mädchen in ihren Verhältnissen gar nicht von Nöthen hätte.

„Das wundert Sie," fuhr Gerda fort, „aber mit Unrecht. Freiheit und Unabhängigkeit durch mich selbst, durch mein eigenes Verdienst, ist die Losung meines Lebens. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß ich mir die Kenntnisse erwerben, welche mir jetzt abgehen."

„Sie hätten nicht als Frau geboren werden sollen," entgegnete Richard. „Die Worte, welche Sie äußerten, passen in den Mund eines Knaben und würden dann eine Wahrheit enthalten; aber von einem schönen Mädchen ausgesprochen, lauten sie wie phantastische Träume ohne einen Schein von Wirklichkeit."

„Sie sind der Ansicht, ich sollte bei der Nähnadel bleiben und nicht nach einer bessern Existenz streben?"

„Nein, so meine ich keineswegs; aber ich glaube nicht, daß es einer Frau, wenn sie arm geboren ist, aus eigener Kraft gelingt, sich über die Sclaverei der Brodarbeit zu erheben."

„Vielleicht haben Sie Recht; ich will indessen nicht glauben, daß dem so ist, und so wollen wir von etwas Anderem reden. — Wissen Sie, was mir gegenüber von Ihnen aufgefallen ist?" setzte sie hinzu.

„Daß ich mich fern von Ihnen gehalten habe?" fiel Richard ein.

„O nein, das war natürlich. Welches Interesse könnten Sie auch haben, mit einem so unwissenden

Mädchen, wie ich bin, zu reden?" entgegnete Gerda mit einem schelmischen Lächeln. „Es war etwas Anderes, das mich in Verwunderung setzte."

„Mein Interesse für Miß Smith?"

„Sie muß ein solches einflößen, denn sie ist so gut und liebenswürdig."

„Was ist es dann?"

„Daß Sie keine einzige Frage in Bezug auf Ihre Schwester oder Ihre sonstigen Verwandten daheim in Schweden an mich gerichtet haben."

Richard wechselte die Farbe.

„Haben Sie auch diese vergessen?"

„Vergessen ist nicht meine Sache," antwortete Richard; „aber was jene angeht, so wußte ich, daß meine Schwester und ihre Tante sich wohl befanden. Herr Strömberg hat mir davon gesagt."

„Dann ist er mir zuvorgekommen; ich hätte Ihnen sonst Grüße von denselben ausrichten können. Sylvia ist ein sehr schönes Kind; Sie erinnern sich desselben wohl nicht mehr?"

Richard gab keine Antwort, sondern spielte mit einigen Kleinigkeiten, die auf dem Tische lagen. Nach einer Pause sah er auf, faßte mit Heftigkeit Gerda's Hand und sagte mit erregter Stimme:

„Wissen Sie, weßhalb ich Ihnen diese Wochen her ausgewichen bin?"

„Nein," stammelte Gerda und wollte ihre Hand zurückziehen.

„Dann will ich es Ihnen sagen; aber lassen Sie Ihre Hand in der meinigen, lassen Sie mich in Ihre Augen schauen, wenn ich bekenne, daß ich dem Einfluß, welchen Sie auf mich ausüben, zu entgehen

wünschte. Ich wollte Sie nicht lieben, weil ich erkannte, daß dieß mein Schicksal sein würde; aber ich hatte nicht den Muth, den Genuß Ihres Anblicks, des Gesprächs mit Ihnen, der Möglichkeit, Sie durch andere kennen zu lernen, mir zu entsagen. Nun müssen wir uns trennen. Bei längerem Verweilen in Ihrer Nähe würde mein Herz sich an Sie fesseln, und mein Leben eine ganz andere Richtung nehmen, als es haben darf. Ich werde in einigen Tagen auf Kosten der Fabrik eine Reise nach Frankreich machen und kehre nicht zurück, so lang Sie noch hier sind."

Richard drückte die kleine Hand an seine Lippen.

Gerda zog sie nicht zurück, aber sie sah ihn mit einem ernsten Blick an und sagte:

„Und um mir zu entfliehen, unternehmen Sie diese Reise?"

„Ja, die Reise, welche ich Herrn Smith vorzuschlagen beabsichtige, war erst für das nächste Jahr in Aussicht genommen; aber nun muß sie je früher, desto besser erfolgen."

„Was fürchten Sie denn?" fragte das junge Mädchen in einem Ton, bei dem Richard zusammenfuhr.

Er beugte sich zu ihr hinüber und flüsterte mit einer von Leidenschaft erregten Stimme:

„Ich fürchte Dich zu lieben. Für mich, einen Arbeiter, der durch eigene Kraft und Anstrengung sich Bahn brechen muß, ist es nothwendig, frei, frei von allen Banden dazustehen. Lieben heißt seine Kraft lähmen, sein Interesse so zersplittern, daß die Arbeit und deren Erfolg nicht ausschließlich seine Seele in Anspruch nimmt; und darum muß ich fort."

„Nein, Sie sollen bleiben," fiel Gerda ein; „Sie

haben sich hier noch nicht so weit bekannt gemacht, daß Sie den Gedanken zu einer solchen Reise wecken dürfen; das könnte Ihren Interessen hier schaden. Sie brauchen überdieß vor mir nicht zu fliehen, denn Sie können Ihre Neigung niemals einem Mädchen widmen, welches Sie niemals lieben wird, und dessen Herz bereits vergeben ist."

„Gerda!" rief Richard, „solltest Du ...."

„Lieben, — ja!"

Gerda's Wangen brannten, aber ihr Auge blickte fest und ruhig auf Richard. Der Ausdruck war so kalt, daß er ihm keinen Zweifel übrig ließ. Er murmelte:

„Um so besser für uns beide."

Ohne ein Wort weiter beizufügen, entfernte er sich.

Gerda sah ihm mit einem Blick nach, in welchem weder Schmerz noch Mitleid, sondern nur vollkommene Ruhe zu lesen war. Sie sprach leise bei sich:

„Wird er bleiben oder reisen?"

VI.

Tage vergingen, ohne daß Gerda von Richard Etwas sah. Ob er noch da war oder nicht, blieb ihr unbekannt. Man redete nicht von ihm, und Gerda fühlte sich nicht geneigt, eine Frage zu thun. Sie erfüllte ihre Obliegenheiten und benützte jede freie Stunde, um durch eigene Arbeit sich Kenntnisse zu erwerben. Die emsige und beharrliche Thätigkeit, worin Gerda lebte, schien ihre ganze Seele in Anspruch zu nehmen. Die Träume von Liebe, die Vor-

spiegelungen von häuslichem Glück an eines Gatten Seite, der Triumph der Schönheit u. s. w., womit sich gewöhnlich der Sinn junger Mädchen beschäftigt, fanden keinen Raum in Gerda's Innerem. Sie träumte von Unabhängigkeit.

Gerda bemerkte gar nicht, daß es eine Person in ihrer Nähe gab, welche niemals das Wort an sie richtete, als um diese oder jene Anmerkung zu machen, aber dessen ungeachtet ihr mit Augen folgte, deren Ausdruck zuweilen sehr seltsamer Art war.

Das Verhältniß zwischen Strömberg und seiner Frau war herzlich von ihrer Seite, aber kalt-freundlich von der seinigen. Sie lebten ausnehmend gut mit einander. Niemals brach Etwas wie Zank zwischen ihnen aus, niemals ließ ein verletzendes Wort sich vernehmen.

Eines Tags waren Madame Strömberg, die kleine Elise und Gerda mit einander ausgefahren; da begegneten sie einem Mann zu Pferd. Es war Richard. Er grüßte im Vorüberreiten, aber ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf Gerda zu werfen.

„Ei, ei, daß Mr. Schneider noch nicht abgereist ist," äußerte Frau Strömberg. „Mein Vater sagte mir doch, es sei für denselben eine Reise nach Frankreich im Plane. Sie muß wieder aufgeschoben worden sein."

Gerda gab keine Antwort, sondern dachte:

„Die Gefahr, welche er fürchtete, ist wohl nicht so groß, da er hier bleibt."

Richards Reise unterblieb. Er begann wieder täglich in der Smith'schen Familie sich zu zeigen, wo

er wegen seiner angenehmen Manieren im Umgang große Gunst genoß.

Es geschah nunmehr sehr oft, daß er sich im Gespräch an Gerda wandte, jedoch ohne sie zu suchen, oder ihr auszuweichen. Er behandelte Gerda, wie ein artiger Mann sich gegen ein junges Mädchen zu benehmen pflegt.

Richards Zeit gestattete es ihm überdieß nicht, daß er Stunden lang sich dem Gesellschaftsleben widmete, und die Folge davon war, daß er auch kein sonderlich großes Interesse dafür haben konnte. Er war leidenschaftlich und mit ganzer Seele der Beschäftigung zugethan, welche er zu der seinigen gemacht hatte. Er arbeitete mit so nervösem Eifer, daß er sich nur wenig Zeit zur Erholung oder zum Genuß des Lebens gönnte.

Der Herbst nahte. Frau Strömbergs Rückreise stand bevor. Ihr Mann hatte den Tag dafür schon bestimmt, als sie eines Abends nach dem Souper von heftigen und schmerzhaften Krämpfen befallen wurde. Noch in der Nacht ließ man einen Arzt von London herbeirufen. Er kam und erklärte das Uebel für eine heftige Erkältung. Die Kranke hatte seiner Behauptung zufolge eine Lungenentzündung.

Am siebenten Tage nach ihrer Erkrankung starb die milde gute Frau. Ihr Tod rief eine allgemeine Trauer hervor.

Der Wittwer war trostlos, der alte Vater ganz außer sich. Milly konnte sich gar nicht darein ergeben, daß die Schwester todt war, und Gerda beweinte die Entschlafene aufrichtigen Herzens.

Als sie begraben war, verließ Strömberg eiligst

England, wo sein Herz eine so tödtliche Wunde erhalten hatte. Er trat eine Reise nach dem Kontinent an, um Linderung seines Schmerzes zu suchen.

Der alte Vater wünschte den Winter über seine Enkelin und Gerda bei sich zu behalten.

Das junge Mädchen, welches durch Briefe aus der Heimath — sowohl von Pastor Z. als von der Mutter erfahren hatte, daß daselbst Alles wohl stand, ließ sich überreden, bei dem mutterlosen Kinde zu bleiben, bis der Vater wieder kommen und seine kleine Tochter zu sich nehmen würde.

Seitdem Gerda nunmehr häufiger als vorher allein war, schien ganz unbemerkt eine Annäherung zwischen ihr und Richard stattzufinden.

Dieß mochte ganz und gar davon herrühren, daß Milly zuweilen einen längern Aufenthalt in London nahm, und daß Mr. Smith nach dem Tode seiner ältesten Tochter ganz für sich selbst, nur in Gesellschaft der kleinen Elise lebte.

Richards lebhafte und heftige Gemüthsart war wie verändert. Er wurde nicht mehr von jener nervösen Unruhe verfolgt, welche vordem seine Thätigkeit kennzeichnete. Er, der sonst ein ungestümes Verlangen nach allen Genüssen, welche das Leben zu bieten hatte, empfand und von der erlaubten, wie der verbotenen Frucht zu kosten trachtete, blieb nun, wenn er nicht arbeitete, daheim, um mit Gerda zu sprechen.

Er staunte bei solchen Veranlassungen über ihren Verstand, ihre schnelle Auffassungsgabe und ihr treffendes Urtheil. Er pflegte manchmal zu sagen:

„Ich irre mich nicht, Sie sind ein kleines Genie.“

Diese Unterhaltung an den Winterabenden und das tägliche Beisammensein mußte unwillkürlich alle Vorsätze und klugen Berechnungen über den Haufen werfen.

Richard vergaß seine Weltklugheit und seinen Vorsatz, nicht zu lieben. Er vergaß Alles über dem unwiderstehlichen Entzücken, welches in der Herrschaft der ersten Liebe über die Seele liegt. Er reflektirte nicht über seine Gefühle, sondern gab sich ihnen einfach hin. Arbeit, Ehrgeiz, Durst nach Reichthum, Alles trat in den Hintergrund zurück, und die einzige Gebieterin über alle seine Wünsche blieb Gerda.

Der kühne und stolze junge Mann war nicht mehr, was er gewesen. Er konnte sich das Leben ohne Gerda nicht denken, und das mit allen Geistesgaben so reich ausgestattete Mädchen übte auf dessen Inneres den wohlthätigsten Einfluß. Jeder unedle Gedanke, jede niedrige und egoistische Begierde erstarb in ihm und er fühlte sich von ihrer unschuldigen und erhabenen Denkart so beherrscht, daß er ihr nicht in die Augen blicken zu können vermeinte, wenn er sich eine Vorstellung, einen Wunsch oder eine Handlung, die ihrer unwürdig gewesen wäre, gestattet hätte. Die Erbitterung gegen den Vater milderte sich, wie die innere Unzufriedenheit verschwand. Das Geschick des Arbeiters, welches er verachtete, während er zugleich den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen strebte, schien ihm nicht mehr so armselig zu sein.

Wie viel vermag nicht die Liebe! Bei dem Scheine ihrer Fackel wird die Nacht hell wie der Tag, die Qual verstummt und das Leid erstirbt. Die Liebe ist die Versöhnung, welche das Leben gewährt, um

uns die Dornen auf unserem Pfade vergessen zu machen.

Niemals hatte Richard eine so vollkommene Harmonie in seinem Innern gefühlt, wie jetzt; niemals war er mit seinem Loose, mit der Aussicht in die Zukunft so zufrieden, niemals seines Daseins so hoffnungsvoll froh gewesen.

Er gehörte jedoch nicht zu denen, welche sich an dem Genusse des Augenblicks genügen lassen und geduldig den Gang der Ereignisse abwarten. Nein, seine starken und leidenschaftlichen Gefühle trieben ihn immerdar vorwärts und verleiteten ihn, mit kräftiger Hand dem Geschick in dir Zügel zu greifen, um sich zum Herrn von dessen Verlauf zu machen.

Nachdem Richard eine Zeit lang seine Seele völlig in das Glück der Gegenwart versenkt hatte, begannen seine Gefühle einen andern Charakter anzunehmen. Er merkte jetzt, daß andere Männer, welche zu Besuch in die Familie kamen, ihre Blicke auf das schöne Mädchen an der Seite der kleinen Elise hefteten. Er empfand Neid und Erbitterung, wenn diese Männer sich Gerda näherten, um mit einer gewissen herablassenden Artigkeit das Wort an sie zu richten. Richard wurde dadurch gereizt und war oft nahe daran, sich zu verrathen. Fand sich darunter Jemand, welcher sich mehr als andere mit Gerda unterhielt, so hätte er gute Lust gehabt, ihn auf der Stelle zu tödten.

Gerda war mild und demüthig in ihrem Wesen, wie es beinahe alle edeln, stolzen Frauen sind. Sie verstand Richard nicht, wenn er mit umwölkter Stirne darüber klagte, daß man ihr die Achtung nicht erwiese, welche seine Liebe als ihr gebührend forderte. Noch

hatte er indessen Eifersucht und Verdruß in seiner Brust verschlossen; als aber ein junger Gentleman von vortheilhaftem Aussehen öfter und öfter wiederkam und sich immer mehr mit Gerda beschäftigte, da steigerte sich seine Eifersucht zu solcher Höhe, daß sie zum Ausbruch kommen mußte.

Eines Abends, als der ebenerwähnte junge Mann in Lislehill zu Gast war, unterhielt er sich fast ausschließlich mit Gerda. Richard saß schweigend und düster in einer Ecke des Zimmers, und beobachtete die geringste Bewegung in Gerda's Angesicht. Im Laufe dieser für ihn so qualvollen Stunden erwachte in seinem Innern der peinlichste Verdacht.

Wenn er Gerda lächeln sah, dachte er: „Ganz auf dieselbe Weise lächelt sie mir zu."

Nun folgte eine Reihe von Betrachtungen. Hatte er doch die Vernunft dermaßen durch sein Gefühl zum Schweigen bringen lassen, daß er ihrer einstigen Aeußerung, sie liebe einen Andern, völlig vergaß. Er war allzu glücklich gewesen, um sich dieser Worte zu erinnern, er hatte zu sehr an die Allmacht seiner Liebe geglaubt, um voraussetzen zu können, Gerda hege für ihn andere Empfindungen, als solche, welche den seinigen entsprächen; aber diesen Abend trat die Erinnerung gleich einem Henker an ihn heran, um seine Seele die vollständigste Tortur durchmachen zu lassen.

Endlich verließ Gerda mit der kleinen Elise das Zimmer. Richard athmete leichter, aber ohne Etwas von dem Frieden wiederzufinden, welcher sein Inneres in der letzten Zeit erfüllt hatte.

„Ich muß Gewißheit haben," dachte er.

VII.

Der grauende Tag war trüb und düster, ein englischer Frühlingstag, ohne Sonne und Wärme. Die Luft war kalt und feucht. Der dicke Nebel hing wie ein Trauerflor über der Gegend.

Gerda war damit beschäftigt, der kleinen Elise das lockige Haar zu ordnen, als eine Dienerin ihr einen Brief von Mr. Schneider überreichte.

Gerda sah ihn an, erbrach ihn aber nicht, sondern vollendete den Anzug des Kindes. Als dasselbe zum Großvater hinuntergegangen war, um dort seinen Thee zu trinken, zog sich Gerda auf ihr Zimmer zurück, um ungestört folgendes zu lesen:

„Gerda!

„Ich schreibe Dir, weil mein Inneres zu voll ist und weil ich nicht wagen würde, das alles auszusprechen, was mein Herz empfindet. Du sollst ein Bekenntniß lesen, welches vielleicht das Klopfen deines Herzens beschleunigen und eine Purpurröthe auf deine Wangen treiben — oder auch deinen Zorn und Kaltsinn erwecken wird. Was weiß ich? Nur Eins, daß ich Alles auf einen Wurf setze; aber was weiter? Ich muß es wagen auf die Möglichkeit hin, zu gewinnen. Ist letzteres nicht der Fall, so will ich gern auch das Wenige, was ich mein eigen nenne, verspielen.

„Einmal — Monate sind seitdem vergangen — sagte ich Dir: ‚Unsere Wege müssen sich scheiden, ich will Dich nicht lieben! Erinnerst Du dich, was Du

damals zur Antwort gabst? — ‚Bleibe, ich kann dir nicht gefährlich werden, ich liebe einen Andern.‘

„Heute, sage ich: Wenn mein Herz aufhören könnte, Dich zu lieben, so wollte ich es doch nicht. Du bist mein Leben, ohne Dich ist Leben — ein Grab.

„Nun frage ich: Hast Du die Wahrheit gesprochen, als Du sagtest, dein Herz sei bereits vergeben? — Es kann nicht sein, mein Herz würde Dich nicht lieben, wie es jetzt thut, wenn das deinige von Liebe zu einem andern erfüllt wäre. Und dennoch werde ich von einer verzehrenden Unruhe beherrscht. Ein peinlicher Zweifel treibt mich heute an, von Dir eine aufrichtige Antwort auf die einfache Frage: Liebst Du mich? zu begehren.

„Auf den Knieen, deine Füße küssend, flehe ich Dich an: Beraube mich nicht meines Glücks; sage, daß Du mich täuschtest, als Du deine Liebe schon verschenkt zu haben vorgabst. Für den Besitz derselben will ich Alles opfern; für den Verlust davon gibt es keinen Ersatz.

„Schon da Du ein Kind warest, fühlte ich, Du würdest mein Schicksal werden. Ich sah Dich wieder und ich wollte mich nicht besiegen lassen.

„Ich habe bis jetzt niemals Liebe zu einer Frau empfunden. Du bist die erste, Du bleibst die einzige, und in deinen Händen ruht das Glück meiner Zukunft. Soll ich nach Ehre und Auszeichnung streben, so mußt Du mich lieben.

„Mädchen, Kind, Du weißt nicht, welchen Vulkan mein Inneres birgt, welche Macht Du über mich besitzest. Soll das Feuer in meiner Seele mich verzehren, oder zu einer belebenden Kraft werden, welche

durch ihre Wärme manche edle Frucht zur Reife bringt? — Sieh, das hängt von Dir ab.

„Mit deiner Liebe werde ich ein braver Mann, ohne sie ein wilder Sclave, welcher sich in den Strom der Leidenschaften stürzt, um sich in dessen Tiefe fortreißen und begraben zu lassen.

„Alles durch Dich, Nichts ohne Dich. Wie wird dein Urtheil über mich ausfallen?

„Richard."

Es kam Gerda, während sie diesen Brief las, vor, als ob sie nicht athmen könnte. Sie meinte, das Blut stocke ihr im Herzen, es schwindle ihr vor den Augen und ihre Pulse stehen still. Die Worte in dem Brief brannten sie gleichsam im Innern und preßten ihr Thränen aus den Augen, obwohl sie nicht zu weinen vermochte. Es war ihr in der Einbildung, als sehe sie in einem Nu die Pforten zur Glückseligkeit des Lebens sich aufthun, aber nicht minder auch die der Hölle. Alles, was ihr aufopferndes Gefühl ihr diktirt, ihr Verstand vorgeschrieben, war nun mit einem Mal verwischt von der magischen Gewalt, welche in der Gewißheit, geliebt zu werden, liegt. Alle Erinnerungen aus den Kinderjahren von einer Liebe, welche erstarb, darum weil Arbeit, Entsagung und Armuth in deren Geleite waren, verschwanden und das achtzehnjährige Herz hörte blos eine Stimme, welche rief:

„Liebe um Liebe; ich kann nicht anders!"

Gerda durfte sich indessen nicht lang ihren Gefühlen überlassen, denn Elise kehrte zurück, und jetzt mußte sie ihrem Beruf als deren Bonne nachkommen, das heißt, bei deren Lektionen gegenwärtig sein, sie

auf Promenaden begleiten, an der Mahlzeit Theil nehmen, Milly Gesellschaft leisten, welche von London zurückgekehrt war und so viel zu erzählen und so viel in Bezug auf Richard zu fragen hatte. Des reichen Mr. Smiths einzige Tochter interessirte sich nur allzusehr für Mr. Schneider, so viel war deutlich.

Erst als Elise zur Ruhe gegangen war, fand Gerda Gelegenheit, noch einmal den Brief zu durchlesen, welcher den ganzen Tag an ihrem Herzen geruht hatte. Sie las ihn jetzt mit mehr Ruhe. Sie durchlief in Gedanken die entflohene Zeit, die so reich an Freuden gewesen war, und blieb endlich bei dem Gespräch stehen, in welchem Richard geäußert hatte, es würde das Unglück seines Lebens sein, wenn er sein Herz an eine Frau fesselte

Gerda schauderte. Die Erinnerung an die Ehe ihrer Eltern tauchte vor ihr auf. Sie hatte den Brief gelesen, welchen ihr Vater einst an ihre Mutter geschrieben, ehe sie sich heiratheten, und wenn derselbe auch nicht in dieser feurigen Sprache abgefaßt war, so hatte doch jedes Wort die glühendste Liebe verrathen, und gleichwohl war diese Liebe erloschen. Ihr Vater war, als er sein Geschick mit dem der Mutter vereinigte, ein hoffnungsvoller junger Mann gewesen und durch diese Ehe in einen Bettler verwandelt worden.

Jetzt weinte Gerda.

Wie vielmal hatte nicht die Mutter warnend gesagt:

„Nimm Dich in Acht, daß Du dich nicht durch die Liebe verleiten lässest, den, welchen Du liebst, in ein Leben voll Kummer hineinzuziehen und so ihm zu einem Hemmniß auf seinem Wege zu werden. Er

wird aufhören, Dich zu lieben, wenn er einsieht, daß Du seines Lebens Unglück ausmachtest, und zuletzt Dich verwünschen."

Gerda's ganze Seelenstärke erwachte bei diesen Erinnerungen. Sie erhob sich von der Stelle, wo sie saß, und ging in das äußere Zimmer, fest entschlossen, Richard eine Antwort zu geben, wie sie ihrer Pflicht angemessen war.

„Besser zu leiden und zu entsagen," dachte Gerda, „als ihn einem langen und bittern Kampfe mit Noth und Mangel, und mich selbst dem verzehrenden Schmerz einer allzu späten Reue auszusetzen. Er wird mich vergessen. Man hat mir gesagt, daß die Liebe vorübergehend ist. — O! es ist doch etwas recht Bitteres um das Leben!"

Gerda trat nun in das äußere Zimmer. Sie gelangte jedoch nur bis in die Mitte desselben, als sie stehen blieb.

„Gerda, theure, geliebte Gerda, verzeih," stammelte eine erregte Stimme, und Richard lag zu ihren Füßen, umfaßte sie mit seinen Armen und ergoß sich in Worte, die von der exaltirtesten Liebe diktirt waren.

Man muß älter, klüger und bekannter mit dem Leben sein, als es bei Gerda der Fall war, um die Macht zu besitzen, einer solchen Sprache zu widerstehen, welche zu dem Herzen redet und auf die Phantasie einwirkt.

Sie war ja sein Glück. Ihn nicht lieben, hieß ihn ja aller Seligkeit berauben und sein Leben in eine finstere, traurige Nacht verwandeln.

Armuth und Kampf mit materiellen Bedürfnissen wurden vergessen.

Alle warnenden Beispiele verschwanden aus ihrem Gedächtniß. Gerda, die arme Gerda, gab Richard ihr junges, reiches Herz. Sie sagte ihm Alles, was sie verschweigen gewollt, daß sie ihn mit ihrer Phantasie schon seit ihrem neunten Jahr, mit ihrem Herzen seit dem Augenblick, da sie ihn wiedersah, geliebt hatte. Sie würde niemals einen Andern lieben.

Eine Treue, unwandelbar bis zum Tod, eine Liebe, warm wie das Leben war es, was sie einander gelobten.

VIII.

Wochen vergingen, ohne daß die jungen Leute merkten, wie die Zeit mit ihnen und vielleicht auch mit ihrem Glück davon eilte.

Wohl konnten Tage vergehen, ohne daß sie Gelegenheit fanden, ein einziges Wort zu wechseln; aber sie sahen einander und tauschten einen Blick oder ein Lächeln aus.

Da Milly und ihre Schwägerin, Mrs. Smith, fort waren, so brachten Richard und Gerda auch manche Stunde mit einander zn.

Sie bauten dann Luftschlösser, ganz wie Tausende von Liebenden vor ihnen gethan, und Tausende wieder nach ihnen thun werden.

Eines Tages, da Gerda ganz allein in Lislehill geblieben war und Richard nach der Arbeit sie aufsuchte, fiel das Gespräch auf die Vergangenheit und die Ereignisse, welche in den acht Jahren seit ihrer Trennung vorgefallen waren.

Gerda hatte nicht viel zu erzählen, da ihr Leben keinerlei Wechsel ausgesetzt gewesen.

Sie wünschte aber von Richard zu erfahren, wie er seinem Geschick eine solche Wendung zu geben vermocht hätte, daß er aus einem Färbergesellen ein Chemiker von Fach geworden wäre.

„Um den Gang meines Lebens beurtheilen zu können," begann Richard, „mußt Du es von dem Augenblick an kennen lernen, da mein Vater sich wieder verheirathete. Bei dem Tode meiner Mutter standen die Dinge im Hause so, daß mein Vater eigentlich gar Nichts besaß, und wir Kinder hatten somit kein mütterliches Erbe zu erwarten. Ein Jahr nachdem er Wittwer geworden war, trat er zum zweiten Mal mit der Tochter eines vermöglichen Fabrikbesitzers, Antonia Hjort, in die Ehe. Sie brachte ihm eine große Mitgift zu, und er wurde dadurch in den Stand gesetzt, seine Affairen vollkommen zu ordnen, welche namentlich dadurch sehr verwickelt worden waren, daß er sich in seiner Noth an Personen gewendet hatte, welche nur gegen hohe Zinsen Geld ausliehen.

Die Hochzeit fand auf Wornäs, dem Besitzthum von Hjort, statt. Ich stand damals in einer Apotheke. Im November, das heißt einen Monat nach der Trauung, führte er seine junge Frau heim. Er nahm mich jetzt aus der Apotheke hinweg.

„Es war an einem Abend, und ich werde niemals diesen Augenblick vergessen, als ich von meinem Vater in den Salon geführt und meiner Stiefmutter vorgestellt wurde. Ich stand gerade damals in einem

Alter von vierzehn Jahren und war früh gereift an Verstand, Herz und Gefühlen.

„Antonia saß auf einem Sopha. Die Lampe verbreitete ein mattes Licht im Zimmer, und es war, als ob aller Schein sich auf der jungen Frau concentrirte, deren Angesicht einen wunderbar seelenvollen Ausdruck und eine wirklich ideale Schönheit zeigte.

„Ich konnte meinem Vater nicht bis zum Tische folgen, so erregt war ich.

„Antonia, hier ist Richard," sagte mein Vater. Jetzt erhob sie den Kopf und heftete auf mich ein paar dunkelbraune Augen, welche von einem milden Glanze erhellt waren und von so viel Herzensgüte redeten, daß man eines Engels Seele darin abgespiegelt zu sehen glaubte.

„Sie reichte mir aufmunternd die Hand, und im Augenblick war sie die Herrin über den heftigen Knaben. Ich faßte die kleine Hand und küßte sie und hörte dabei die Schläge meines eigenen Herzens. Mit einigen einfachen freundlichen Worten hieß sie mich willkommen und versicherte, mir, so weit es in ihren Kräften stände, den Verlust meiner Mutter ersetzen zu wollen.

„Sie selbst, so jung, so weich und schüchtern, als ob sie erst seit Kurzem die Kinderjahre hinter sich hätte, äußerte diese mütterlichen Worte mir gegenüber, der ich schon in Verbitterung und Untugend alt geworden war.

Ihre Worte brachten einen ergreifendern Eindruck auf mich hervor, als ihre Schönheit. Mir kam es, da ich ihre Hand an meine Lippen drückte, vor, als ob diese Berührung mich zu einem bessern Menschen

machte. Thränen traten mir bei dem Gedanken in die Augen, daß dieses junge, einnehmende Wesen meines Vaters Gattin war. Welches Leben wartete ihrer? Welche bittern Leiden würde er derselben nicht verursachen?

„Ach, ich ahnte nicht, wie kurz ihre Lebensbahn sein sollte.

„Der erste Eindruck, welchen Antonia machte, wurde durch die nähere Bekanntschaft nicht abgeschwächt. Man konnte dieses Wesen, dessen Herzensgüte so groß war, daß sie ihre belebende Wärme über Alles, was in ihre Nähe kam, verbreitete, nur lieben und bewundern. Jede Bitterkeit in Gedanken und Empfindungen erlosch, und jede unedle, niedrige Begierde verschwand. Nur dessen war man bei einem Blick in ihre sternhellen Augen bewußt, daß man es ihr an erhabenen Eigenschaften der Seele hätte gleich thun mögen.

„Das Zusammenleben mit meiner guten und zartfühlenden Stiefmutter, in dieser entscheidenden Periode meines Lebens, war von großem Einfluß auf die Entwicklung meines Charakters. Durch sie wurden meine edlern Instinkte vor dem Ersticken durch die schlechtern bewahrt.

„Das ganze erste Jahr, da ich mich zu Hause befand, studirte und arbeitete ich, von Antonia hiezu aufgemuntert, mit großem Eifer.

„Im Frühling, als ich fünfzehn Jahre alt war, wurde ich confirmirt. Antonia versuchte meinen Vater zu überreden, die Kosten an mich zu wenden und mich studiren zu lassen, aber unbeweglich, wie er

immer war, blieb Alles, was sie sagte, bei ihm ohne Wirkung.

„Eines Tags ließ mein Vater mich zu sich rufen. Er hatte mich nun zum Färbereigewerbe bestimmt.

„Also Handwerker.

„Gerda ich will Dir nichts von dem Auftritt erzählen, der nun zwischen mir und ihm erfolgte. In diesem Augenblick heftiger Erbitterung konnte ich mich nicht beherrschen. Alle die Vorstellungen, welche mir Antonia in Bezug auf kindliche Ehrerbietung und Nachgiebigkeit gemacht hatte, waren vergessen, und Worte traten über meine Lippen, welche den Zorn, wovon mein Inneres seit dem Tode meiner Mutter erfüllt war, verdolmetschten. Die Wirkung davon war, daß mein Vater mich zur See geschickt haben würde, wenn Antonia sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Jetzt begnügte er sich damit, mich zu einem der rohesten Menschen, die jemals dem Handwerkerstande angehört hatten, zu schicken, nämlich zu einem Färber Namens H—berg. Ihm wurde ich in die Lehre gegeben.

„Es war eine schwere Stunde als ich das elterliche Haus verlassen sollte.

„Mein Vater war fort, als ich in den Salon trat, um Antonia Lebewohl zu sagen. Ich bemerkte Spuren von Thränen auf ihrem Angesichte. Sie reichte mir die Hand mit den Worten:

„Ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir ist, daß ich nichts zu deinem Besten zu thun vermag. Es ist eine bittere Stunde für mich, und es kommt mir vor, als ob die Schuld an mir liege. Ich habe es nicht verstanden, so mit deinem Vater zu reden,

daß meine Worte an seinen Verstand oder an sein Herz schlugen.

„Antonia weinte aufs Neue.

„Thränen in diesen Augen. Antonia weinend, und dieß um meinetwillen. Ich glaubte Alles ertragen zu können, nur das nicht, und daß sie leiden mußte, dafür gab es keine Sühne auf Erden.

„Ich bot alle meine Kräfte auf, um sie zu beruhigen, und versicherte, daß ich mein Schicksal mit Geduld ertragen würde, wenn nur sie nicht deßhalb sich betrübte, und entfernte mich endlich von Hause, ohne Bitterkeit, dankbar in meinem Herzen für die Anhänglichkeit, welche sie mir schenkte.

„Ich will Dich nicht damit ermüden, dir die rohe Behandlnng zu schildern, welche H—berg seinen Arbeitern zu Theil werden ließ: eine Behandlung, welche sicherlich, wäre Antonia nicht gewesen, mich zu irgend einem Extrem verleitet hätte, so empört darüber fühlte ich mich. Sie nährte aber einen gründlichen Widerwillen gegen meinen Vater und würde mich in einen verhärteten Egoisten, dessen Gedanken nur auf Rache gerichtet waren, verwandelt haben, wenn nicht die Bewunderung für Antonia meinen schlimmern Menschen gebändigt hätte.

„Jeden Sonntag besuchte ich das elterliche Haus. Ich kam oft dahin, in wilder Entrüstung über meinen Vater und entschlossen, ihm zu sagen, wie schlecht er meiner Meinung nach seine Pflichten gegen mich erfüllte; aber wenn ich vor Antonia stand und sie unruhig und bekümmert mir in die Augen blickte, während sie schmeichelnd mit der Hand mir über die Stirne fuhr und fragte, wie es mir ginge, da verschwand

der Zorn aus meiner Seele und ich fühlte blos, daß ich es niemals über mich vermöchte, sie durch Erzählung dessen, was ich litt, zu betrüben.

„Eines Samstags — ich befand mich seit vier Monaten bei H—berg — waren wir mit dem Färben einer größern Partie Garn fertig geworden, welche bei näherer Prüfung sich als völlig verdorben erwies. Der Verlust für H—berg war sehr beträchtlich. Er gerieth auch in den furchtbarsten Zorn. Ich hatte den Auftrag erhalten, die Färbestoffe zuzuwägen, und die Schuld blieb nun an mir hängen. Mit hoch erhobenem Stock trat er auf mich zu, um mir einige Schläge zu versetzen. Ich befand mich nicht in der Laune, einen solchen Schimpf geduldig hinzunehmen, sondern warf mich im Augenblick auf den Stock, riß ihm denselben aus der Hand, zerbrach ihn in mehrere Stücke und warf ihm dieselben vor die Füße.

Ein solches Benehmen von einem fünzehnjährigen Jungen gegen einen vor Zorn wüthenden Kerl konnte nur eine Folge haben, nämlich, daß ich eine gründliche Tracht Prügel bekam; diese wurde mir aber auf eine so unsinnige Weise zugemessen, daß man mich auf mein Zimmer tragen mußte.

„Der Sonntag verging, ohne daß ich das elterliche Haus wie gewöhnlich besuchte. Ich lag da ein Raub der Schmerzen, welche mir die erlittene Mißhandlung verursachte, und verzehrt von bitterem Gram darüber, daß ich Antonia nicht sehen und sprechen konnte.

„Am Montag vermochte ich noch nicht in die Färberei zu gehen, sondern mußte im Bette ausharren. H—berg, welcher wahrscheinlich über die Folgen seines

Benehmens unruhig war, ließ, während er den ganzen Sonntag sich nicht um mich bekümmert hatte, jetzt bei mir nachfragen, ob ich vielleicht etwas nöthig hätte.

„Mein Gemach lag rechts von dem sogenannten Gastzimmer. Ich war der einzige Arbeiter, der ein solches für sich besaß, und darin lag der nothdürftige Vorzug, welchen mein Vater zu meinen Gunsten ausbedungen hatte.

„Es ging auf den Abend zu. Die Dämmerung war bereits eingebrochen, als ich plötzlich Stimmen im Nebenzimmer hörte. Bei dem Laute der einen war ich nahe daran, trotz meiner Schmerzen mich aus dem Bette zu werfen. Sie war sanft und mir allzu theuer, als daß ich sie mit einer andern hätte verwechseln können.

„Ich hörte sie an H—bergs Haushälterin folgende Worte richten.

„‚Ist der junge Schneider unpäßlich, und hat uns nichts davon wissen lassen? Ich fürchtete etwas der Art, da er gestern nicht heimkam, und deßhalb bin ich hier. Seien Sie so gut und führen Sie mich zu ihm.‘

„‚Recht gern,‘ antwortete die Haushälterin, ‚aber wenn Sie erlauben, Frau Professorin, möchte ich Ihnen wohl etwas über sein Unwohlsein bemerken, bevor Sie zu ihm gehen, und Ihnen meine Gedanken sagen; es ist eine wahre Sünde, wenn man mit einem feinen Jungen, wie er, so schlimm umgeht, wie geschehen. Er liegt jetzt zu Bette in Folge davon, daß Herr H—berg ihn mißhandelt hat.‘

„Ich hörte einen Schmerzensruf, welcher mir das Herz zittern machte. Darauf folgte ein kurzes Still-

schweigen. Eine Magd oder sonst Jemand trat eilig in das Zimmer, und die Haushälterin begann wieder:

„‚Hier ist Wasser, Frau Professorin, wollen Sie nicht ein wenig trinken? Gott steh mir bei! Wenn ich hätte denken können, daß meine Worte Ihnen so wehe thäten, würde ich geschwiegen haben und ....‘

„‚Wo ist meines Stiefsohnes Zimmer?‘“ unterbrach sie eine zitternde Stimme.

„Im nächsten Augenblicke ging die Thüre auf. Es schwebte Jemand über den Fußboden auf mein Bett zu. Die Dämmerung war schon so weit vorgerückt, daß sie mich hinderte, die Gesichtszüge zu unterscheiden. Aber was bedurfte ich dessen? Ihre Gegenwart wurde ich mir durch das Gefühl bewußt, das meine Seele erfüllte. Es beugte sich Jemand über mich; eine kleine zitternde Hand berührte meine Stirne, und eine Stimme flüsterte:

„‚Wie geht es, Richard? mein Gott! man hat mir gesagt, daß Du mißhandelt worden bist, armes Kind; und ich, ich hätte meine Pflicht besser erfüllen sollen, als dich einer solchen Behandlung unterwerfen zu lassen.‘

„Ein paar Lippen drückten sich auf meine Stirne, und einige Thränen fielen auf dieselbe nieder.

„Ich war so heftig erregt, daß ich kein Wort hervorbrachte.

„Im nächsten Augenblick brachte die Haushälterin Licht. Beim Anblick meines geschwollenen Gesichtes brach Antonia in heftiges Weinen aus. Es war mir nicht möglich, sie zu beruhigen. Sie klagte sich selbst wegen dessen, was geschehen war, an und behauptete, wenn sie die rechte Art und Weise, ihren

Mann zu behandeln verstanden hätte, würde es ihr auch gelungen sein, ihn davon abzuhalten, daß er mich zu Herrn H—berg schickte. Sie hätte mich warnen sollen, meinen Vater nicht zu reizen, sie hätte den Auftritt, der zwischen ihm und mir stattfand, voraussehen sollen: etwas, das jedoch ganz unmöglich war, da Niemand von uns eine Ahnung hatte, daß er mich zu einem Färber bestimmte.

„Antonia besaß einen jener seltenen Charaktere, welche die Schuld wegen eines vorfallenden Uebels immer bei sich selbst, niemals bei Andern suchen. Alles, was ich sagte, um sie zu widerlegen und ihr zu beweisen, daß sie einem Unheil, das einzig und allein in meines Vaters und in meiner Gemüthsart seinen Ursprung hatte, vorzubeugen nicht im Stande gewesen wäre, blieb ohne Wirkung auf sie. In ihren eigenen Augen blieb sie die einzig Schuldige. Endlich fragte sie mich, ob ich es wohl aushalten könnte, daß man mich in den Wagen hinunterträge und sie mich mitfortnehmen könnte, sonst würde sie keine Ruhe in ihrem Innern haben. Fürchtend, sie meines Vaters Zorn auszusetzen, wollte ich nicht darauf eingehen, ebenso wenig als ihr sagen, meine Schmerzen seien so groß, daß ich nicht die mindeste Bewegung zu ertragen vermöchte.

„Die Haushälterin entschied jedoch die Sache durch die Erklärung, auch wenn es für mich mit Schmerzen verbunden wäre, hielte sie es doch für das Beste, wenn die Frau Professorin den jungen Herrn mit sich nähme.

„Mehr bedurfte es nicht, um die Sache abzumachen. Ich mußte mich nun mit Hülfe der Wärterin an-

kleiden, und wurde sodann von meinen Kameraden aus der Färberei in den Wagen hinabgetragen, und Antonia fuhr mit mir nach meines Vaters Wohnung.

„Er war nicht zu Hause.

„Ich wurde auf mein Zimmer gebracht und dort mit Allem umgeben, was meine Schmerzen lindern konnte. Ich war in diesen Augenblicken, da Antonia sich mit mir beschäftigte, so egoistisch, daß ich für nichts Anderes, als das Gefühl des Wohlbehagens, welches mein Inneres erfüllte, Sinn und Gedanken hatte. Unter dem Einfluß davon vergaß ich ganz und gar die möglichen Folgen von Antonia's Thun in Erwägung zu ziehen.

„Das erste, was mich erweckte, war meines Vaters Stimme. Ich schlug die Augen auf. Er stand an meinem Bett und bemerkte:

„Du siehst ja verteufelt aus. Kenne ich dich recht, so ist es wohl deine Widerspenstigkeit, welche dir dieses hübsche Aussehen zugezogen hat; aber es war doch etwas allzu keck von meinem wohlgeneigten Herrn H—berg, den Sohn von Professor Schneider also zuzurichten. Du mußt jetzt von ihm weg, aber ich rathe dir, für die Zukunft meinem Willen nicht zu opponiren, denn in diesem Fall könnte es geschehen, daß Du noch auf eine fühlbarere Weise deine Verpflichtung, dich in denselben zu fügen, empfändest.

„Er entfernte sich, ohne etwas weiter beizufügen. Ich fühlte meine Brust von Zorn gegen ihn erfüllt; aber er verschwand bei Antonia's Eintritt. Sie blieb den ganzen Vormittag bei mir sitzen, bald um mit mir zu reden, bald mir vorzulesen, hold und freundlich wie ein Sonnenstrahl.

„Ich genas schnell und erfuhr dann, daß mein Vater bei der Nachricht, Antonia habe mich mitgenommen, höchst aufgebracht wurde und, wie die horchende Magd glaubte, nahe daran war, sich an seiner Frau zu vergreifen. Ihre Sanftmuth hatte jedoch jeden noch heftigern Ausbruch abgewehrt. Er hatte sich völlig zufrieden gegeben, als sie erklärte, es wäre ihr allzu kränkend erschienen, daß Professor Schneiders Sohn von einem Herrn H—berg mißhandelt werden dürfe. Diese Worte wirkten auf den Stolz meines Vaters, so daß mir die Nothwendigkeit, zu dem rohen Burschen zurückzukehren, erspart wurde.

„Als ich vollkommen wieder hergestellt war, wurde ich als Zögling in eine größere Färberei gebracht. Meine Stiefmutter bezahlte für mich, so daß ich von aller gröbern Arbeit befreit blieb. Sie war die zwei Jahre, welche von da an verflossen, der besänftigende Engel, welcher jedem Auftritt zwischen mir und meinem Vater vorbeugte und mich mit meinem Schicksal zu versöhnen suchte. Durch ihren Einfluß wurde ich auch Alles, was eine gute und liebenswürdige Frau aus einem Jüngling, wie ich war, machen konnte."

IX.

„Nach dieser glücklichen Zeit," fuhr Richard fort, „kam die schwerste aller Prüfungen, da der Tod mir die Stiefmutter entriß.

Sie starb im Frühling des Lebens, in einem Alter von einundzwanzig Jahren. Ihr Tod war ein Donnerschlag, von welchem selbst das wenig

fühlende Herz meines Vaters schwer betroffen wurde. Mich vernichtete derselbe. Es war mir zu Muthe, als triebe ich gleich einem Boote, das weder Steuer noch Führer besaß, um in den Hafen zu gelangen, auf wilder See umher. Ich hatte mich jedoch getäuscht. Der Engel hatte, als er seine Schwingen entfaltete und aus dem Erdenleben entschwebte, mir zwei rettende Genien hinterlassen, die mich vor dem Untergang bewahren sollten. Der eine war die Erinnerung an sie, welche gleich einem Leitstern mich durchs Leben begleiten sollte; der andere war Edith, welche dadurch, daß sie das Gute, das Antonia für meine höhere Entwicklung hatte wirken wollen, mir ins Gedächtniß zurückrief, stets einem Ausbruch meiner Leidenschaften vorbeugte.

„Edith war keine Antonia, das ist richtig; nicht minder, daß sie auf Herz und Geist jenen poetischen und allmächtigen Einfluß wie Antonia nicht ausüben konnte; aber sie besaß so viele ausgezeichnete Eigenschaften, daß sie eine unschätzbare Freundin werden mußte.

„Ihr klarer Verstand, welcher niemals zwischen Recht und Unrecht fehlgriff; ihr sicheres Urtheil, ihr Pflicht- und Ehrgefühl bewirkten, daß man mit Ehrfurcht ihren Rathschlägen lauschte und mit Wehmuth und Anhänglichkeit an sie denken muß, wenn man ihre warnende Stimme nicht mehr hört.

„Antonia liebte man und betete sie an. Edith bewunderte und achtete man. Daß ich mit Vertrauen und Ergebenheit mich an Edith anschloß, kam insbesondere daher, daß sie und Antonia Kinder derselben Eltern waren.

„Wenn mein Geist aus dem Gleichgewicht gerieth, beherrschte mich Edith dadurch, daß sie an Antonia mich erinnerte; daß ich heute ein Mann bin, der seine Ehre über Alles liebt, das habe ich in nicht geringem Grade Antonia's Schwester zu verdanken.

„Als ich zum ersten Mal Dich in Edith's Salon auftreten sah, kam es mir vor, als ob in den Augen des kleinen armen Mädchens sich Antonia's Seele wiederspiegelte. Es waren ihre klaren, milden Augen, aus welchen immer eines Kindes Unschuld und Herzensgüte hervorstrahlten. Es war, dünkte mir, Antonia in einer andern Gestalt; aber dennoch sie, die Vermißte und Beweinte. Das ist der Grund, warum dein Anblick auf mich einen so lebhaften Eindruck machte.

„In einem Alter von neunzehn Jahren verließ ich Schweden, um als Färbergeselle mich nach Riga zu begeben. Du erinnerst Dich gewiß noch, es war spät im Herbste.

„Das Schiff, mit welchem ich von Finnland nach Riga fuhr, scheiterte, und nur einer wunderbaren Fügung des Schicksals hatte ich es zu danken, daß ich gerettet wurde.

„Krank und von Allem, selbst dem Nothwendigsten entblößt, langte ich in Riga an.

„Durch einen von meines Vaters alten Freunden, welcher dort wohnhaft war, erhielt ich ärztliche Pflege, und als ich genas, trat ich in die Färberei, wohin ich verschrieben war.

„Mein Plan für die Zukunft war bereits entworfen.

„Ich hatte beschlossen, nicht Färber zu bleiben, sondern mich auf die Chemie zu verlegen, so daß ich

ingénieur chemique, wie man in Frankreich und England den praktischen Chemiker nennt, werden könnte. In dieser Eigenschaft mußte es mir leicht gelingen, in einer größern chemischen Fabrik ein vortheilhaftes Engagement zu erhalten.

„Obwohl jung und exaltirt, sah ich ein, daß ich keinen Schilling von Hause zu erwarten hatte; daß zur Realisirung dieses Planes strenge Arbeit erforderlich war, und daß ich nur dadurch die Mittel aufzubringen vermochte, um mich nach England zu begeben und mir dort die Kenntnisse zu erwerben, welche durchaus nothwendig waren, um mich als einen geschickten Chemiker zu dokumentiren.

„Ich begann in der Färberei zu Riga mit solchem Eifer zu arbeiten, daß ich dort bald als einer der tüchtigsten Gehülfen erkannt wurde. Ich benützte alle freien Stunden, um bei verschiedenen Farben eine erhöhte Schönheit hervorzubringen. Es gelang mir auch wirklich, eine ganz neue Farbe von lebhaftem Blau für Wollenzeug herzustellen.

„Der erste Schritt war nun auf der Bahn gemacht, welcher mir zu einer unabhängigen Stellung im Leben verhelfen sollte.

„Ich verkaufte dem Besitzer der Färberei in Riga meine Erfindung, und nach achtmonatlichem Aufenthalt daselbst begab ich mich nach England, ungeachtet man mir in Riga einen doppelt so großen Lohn als bisher anbot.

„Mit einem Kapital von dreitausend Francs kam ich in London an, ohne daß ich dort einen Bekannten hatte, oder ein Empfehlungsschreiben mitbrachte. Ich besaß nur meine dreitausend Francs,

meine Hoffnungen und meinen festen Entschluß, mir eine neue Lebensbahn zu brechen. Und sollte ich mich Zoll um Zoll fortkämpfen, ich mußte einmal vorwärts. Mit diesem Vorsatze bewerkstelligte ich meinen Eintritt in das unermeßliche London, wo so Mancher schon im Elend untergegangen und aus der Zahl der Lebenden verschwunden war, ohne daß mehr als ein Sandkorn, das im Raume dahinfliegt, vermißt wurde.

„Ich fühlte mich zu gleicher Zeit berauscht und erschrocken, als ich mich auf diesen Straßen unter den Wogen einer unzählbaren Menschenmenge befand, umgeben von diesem Lärm und Gewühl, dergleichen von einem größeren Wohnplatz unzertrennlich ist, aber in der größten aller europäischen Städte wahrhaft betäubend wirkt.

„Der Gedanke daran, wie unbedeutend ich in Wirklichkeit war, drang lebhaft auf mich ein, und als ich mich am ersten Abend zur Ruhe begab, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Verlassenheit, wie es mir früher nie vorgekommen war. Ich dachte hiebei, unerklärlich genug, an das kleine Mädchen im Habichtsgäßchen und schlief mit ihrem Bilde vor meiner Seele ein.

„Am Morgen erwachte ich mit neuer geistiger Kraft und erfüllt von all der Energie, welche in meinem Charakter liegt. Ich wollte sogleich das Werk angreifen. Ich wollte mir die Adressen der vornehmsten Färber in London verschaffen und ihnen meine Erfindung anbieten. Ich konnte gute Bezahlung dafür finden und dadurch die Mittel erlangen,

meine Studien in der Chemie zu beginnen. Nach meiner Berechnung durften zwei Jahre vergehen, bis ich Ingenieur werden konnte.

„Meines Erfolgs vollkommen gewiß, verließ ich meine Wohnung, nachdem ich mir wirklich Namen und Adresse der vornehmsten Färber in London verschafft hatte. Ich besuchte sie. Aber ein Tag nach dem andern verging, ohne daß es mir gelang, das Recept meiner neuen Farbe zu verkaufen. Man betrachtete meine Probe ohne alles Interesse und versicherte, daß jeder Färber ganz dieselbe Farbe auf Wolle habe. Es war somit keine neue Erfindung.

„Ich machte nun Reisen nach verschiedenen Theilen Englands. Alles vergebens. Von meiner Erfindung, worauf ich so sehr gebaut hatte, wollten die Engländer nichts wissen. Sie sahen mich, einen unbärtigen Fremdling, ohne einen Namen, der im Gebiet der industriellen Erfindungen irgend einen Klang hatte, als einen Abenteurer an, der kein anderes Ziel verfolgte, als sich Geld zu erschwindeln.

„Das Resultat meiner Reise war, daß meine Kasse zusammenschmolz und von meinen dreitausend Francs mir nur noch wenig übrig blieb.

„Ich beschloß nun, mit diesem kleinen Reste mich nach Frankreich zu begeben. Wenn es mir dort nicht gelingen sollte, meine Erfindung zu verkaufen, nun so wollte ich in irgend einer Färberei einen Platz zu erhalten suchen.

„Ich reiste nach Paris. Mit einigen Sous in der Tasche betrat ich Frankreichs Hauptstadt. Hoffnung und Muth waren jedoch unvermindert.

„In Frankreich sollte mir das Glück erblühen;

allein auch hier stieß ich auf manches Mißgeschick. Nach achttägigem Aufenthalt in Paris erschien meine Lage sehr bedenklich. Ich war Kost und Wohnung in meinem Gasthause schuldig; ich besaß keinen einzigen Sou mehr und hatte auch keine Aussicht, einen zu erhalten.

„Es war Abend. Ich hatte beschlossen, meine Uhr, ein Geschenk von Edith auf meinen neunzehnten Geburtstag, zu verkaufen. Mein Gemüth war niedergedrückt. Ich war kaum einige Monate über zwanzig Jahre alt und befand mich ganz allein, ohne Geld in einem fremden Lande. Mein Leben nahm eine düstere Färbung an. Zorn und Bitterkeit wandelten mich an. Ich hatte gearbeitet und gestrebt, um zu Freiheit und Unabhängigkeit zu gelangen, aber es war mißlungen. Jetzt zwang mich die Noth, eines theuren Andenkens mich zu berauben.

„Während ich von solchen trüben Gedanken beherrscht wurde, blieb ich vor einem Laden stehen, wo man altes Gold und Silber, Uhren, Nippsachen und dergleichen einkaufte.

„Zwei Männer, der arbeitenden Klasse angehörend, standen im Gespräche vor dem Eingang. Der eine äußerte:

„Ich muß das Anerbeiten ablehnen, da ich bereits einen Platz angenommen habe, aber ich möchte ihm gern einen tüchtigen Arbeiter verschaffen, denn er ist ein braver, wackerer Mann. Wärest Du nicht geneigt, bei ihm Arbeit zu nehmen?“

„Recht gern, aber ich habe es erst gestern mit Herrn D. abgemacht, mich bei ihm an die Küpe zu stellen.“

„Hm," erwiederte der, welcher zuerst gesprochen hatte, „das ist ärgerlich, kennst Du nicht sonst einen geschickten Färbergesellen?"

„Nein," lautete die Antwort.

„Aber ich weiß einen," sagte ich, zu den Sprechenden vortretend. „Ich bin Färber und suche einen Platz in einer Färberei."

„Der Mann betrachtete mein gentlemangleiches Aussehen, als bezweifelte er meine Angabe. Dann fragte er, ob ich ein Deutscher wäre und ob ich mich mit einigen Papieren über meine Geschicklichkeit ausweisen könnte.

„Ich beantwortete seine Fragen bejahend, und nachdem wir eine Weile uns besprochen hatten, gab er mir die Adresse an einen Herrn D. Er forderte mich auf, sogleich hinzugehen, einen Gruß von Jean Robin auszzurichten und zu melden, daß er mich zu ihm gewiesen hätte.

„Der Verkauf meiner Uhr wurde aufgeschoben.

„Den Tag darauf war ich als Geselle von Herrn D. angenommen. Die Färberei war klein und lag entfernt in einer der Vorstädte. Herr D. arbeitete selbst mit und hatte wenige Gehülfen. Nachdem ich eine Woche dort gewesen, äußerte er sich sehr lobend über meine Person und gestand, daß er nicht geglaubt hätte, ein Herr, der in Glacehandschuhen zu ihm gekommen, würde ein so tüchtiger Arbeiter sein. Nach Verfluß von drei Wochen verdoppelte er meinen Lohn. Ich war seiner Versicherung nach geschickter als er selbst im Gewerbe. Noch zwei Monate, und er hatte so viel Arbeit, daß er zwei weitere Gesellen annehmen mußte. Der Grund war, daß ich

durch meine größern Kenntnisse in der Chemie die Art und Weise des Färbens verbesserte und er somit klarere und lebhaftere Farben als seine nächsten Handwerksgenossen lieferte. Besonders fand sich darunter eine Sorte von Roth, welche bei uns vorzüglich schön ausfiel, und die Folge davon war, daß eine Menge neuer Kunden sich einstellte.

„Durch mich brachte der unbedeutende Färber sich empor. Nachdem ich ungefähr ein Jahr bei ihm gewesen, erhielt ich die vortheilhaftesten Anerbietungen von andern Färbern; ich ging jedoch auf keine derselben ein, denn jetzt war der Augenblick gekommen, um einen Versuch zu machen, meine Erfindung zu verkaufen. Es gelang mir auch vollständig.

„Ich hatte mich in der letzten Zeit bei Herrn D. sehr gut gestellt und verdiente viel Geld. Nicht minder hütete ich mich, unnöthige Ausgaben zu machen.

„Der Verkauf des Receptes zu meiner blauen Farbe brachte mir zwanzigtausend Francs ein. Ich war jetzt meiner Auffassung nach ein reicher Mann und verließ somit meinen Platz bei Herrn D., um mich wieder nach London zu begeben.

„Meine blaue Farbe kam in die Mode. Es fiel mir jetzt auch in England nicht schwer, dieselbe zu verkaufen.

„Ich widmete mich nun dem Studium der Chemie, wurde nach zwei Jahren Ingenieur der genannten Wissenschaft und erhielt kurz darauf als Disponent dafür eine Anstellung in einer größern Fabrik.

„Meine Einnahmen waren sehr gut, meine Geschäftsleistungen von der Art, daß ich sehr bald bei meinem Principale für unentbehrlich galt. Ich war

jetzt vierundzwanzig Jahre alt und hatte die ganze Zeit von dem Augenblick an, da ich aus dem Vaterlande geschieden, nur dem Gedanken an Arbeit gewidmet. Lust und Zerstreuung war mir niemals in den Sinn gekommen, sondern mein unermüdetes Streben auf das Ziel, welches ich nun erreicht hatte, gerichtet gewesen.

X.

„Für ein Gemüth, wie das meinige, mußte jedoch die Stunde kommen, wo das Verlangen, die Freuden des Lebens zu genießen, erwachte, und sie kam auch, da ich durch mein gutes Einkommen die Mittel zu Befriedigung desselben zu besitzen glaubte. Ich war, bisher ein gewöhnlicher Arbeiter, in den Kreis versetzt worden, in welchen ein gebildeter Mann eintreten muß. Ich hatte während der Zeit meiner Studien die Bekanntschaft junger Männer aus bessern Familien gemacht und sah ein Leben voll Genuß und Freude vor mir. Ich warf mich in den Strudel des Vergnügens, aber ich that es mit voller Besinnung und so, daß ich mir niemals eine Freude auf Kosten meiner Pflichten erkaufte. Ich verschwendete Geld, das ist wahr, aber nicht in dem Maße, daß ich in Geldverlegenheit gerieth.

„Nach Verfluß eines Jahres machte ich auf Rechnung der Fabrik eine Reise nach Deutschland und Frankreich. Auf dieser Reise verbrauchte ich den größten Theil meines Einkommens und war durch meine Stellung als Disponent in einer großen Fabrik

in unaufhörliche Berührung mit Leuten gekommen, die Millionen besaßen. So erwachte auch bei mir ein brennendes Verlangen, ein reicher Mann zu werden und die Stellung im Leben, welche nur einem solchen vorbehalten ist, einzunehmen. Ehrgeiz und ein unauslöschlicher Durst nach Unabhängigkeit, welche der Reichthum schenkt, erhoben sich jetzt in meinem Innern, und ich nahm mir vor, ein reicher Mann zu werden.

Als ich von meinen mehrmonatlichen Reisen in Frankreich und Deutschland wieder nach England kam, wurde ich von den Herren Browson und Comp., Besitzern der Fabrik, aufs Verbindlichste empfangen. James Browson, der älteste der Brüder, gab zur Feier meiner Rückkehr ein großes Diner.

„Als ich in Mr. Browson's Salon trat, stellte er mir seine Frau vor. Ich hatte Mrs. Browson früher noch nie gesehen.

„Sie war eine geborne Französin und von so blendender Schönheit, daß ich ganz überrascht vor ihr stehen blieb, ohne ein Wort über meine Lippen bringen zu können.

„Margot Browson, daran gewöhnt, durch ihre Schönheit Erstaunen zu erregen, bemerkte den Eindruck, den sie hervorgebracht hatte, sehr wohl und lächelte auf jene ausdrucksvolle Weise, wie sie nur einer schönen und gefallsüchtigen Französin eigenthümlich ist. Sie sagte mir einige verbindliche Worte. Ich hörte sie kaum, aber verstand doch so viel, daß sie irgend etwas Schmeichelhaftes enthielten. Ganz verwirrt von dem Feuer in den schwarzen Augen und dem bezaubernden Lächeln, stammelte ich eine

Artigkeit, welche gewiß eine der fadesten war, die mir jemals über die Lippen gekommen.

„Bei der Tafel hatte ich meinen Platz neben Margot Browson. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Dann und wann richtete sie die ihrigen auf mich; und wenn unsere Blicke sich begegneten, war es, als würde ich von einem Schwindel erfaßt.

„Ich will Dich nicht länger bei jener Periode aufhalten, der einzigen in meinem Leben, auf welche ich mit Mißbilligung zurückschauen muß.

„Mein Herz hatte niemals seit Antonia's Tod eine Frau geliebt, und diese war der Gegenstand von der Bewunderung des Knaben gewesen. Ich hatte mich nicht einmal von irgend einer leidenschaftlichen Laune beherrschen lassen, und vielleicht eben darum wurde Margot für mich so gefährlich. Sie gehörte zu jenen Frauen, von welchen man sagen kann, daß sie niemals ein Herz zu erobern vermögen, aber immerdar eine heftige Neigung einflößen.

„Wochen lang beherrschte mich die Leidenschaft, welche sie mir eingeflößt hatte. Ich wurde taub für Alles, was Klugheit und Ehre einwenden mochten. Daß Margot verheirathet war, daß sie nicht das Recht hatte, einen Andern, als ihren Mann zu lieben, war Etwas, das ich gar nicht in Betracht zog. Ich trachtete einzig darnach, für diese schöne Frau Alles zu werden. Sie verstand es auch vollkommen, meine Gefühle so zu stimmen, daß sie mich in einem beständigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung leben ließ.

„Eines Tages, als meine unglückliche Leidenschaft

auf ihrem Höhepunkt angelangt war und sie die vollständige Herrschaft über meine Seele erlangt hatte, suchte ich Margot auf und forderte von ihr, daß sie mir entweder ihre Liebe versprechen, oder mich jeder Hoffnung berauben sollte.

„Hingerissen von meinen leidenschaftlichen Worten sagte sie mir, daß ich derjenige sei, welchen sie liebte. Ich warf mich ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit meinen Küssen.

„In diesem Augerblick ging die Thüre auf und Mr. Browson trat ein.

Richard schwieg. Die Erinnerungen, welche nunmehr vor ihm auftauchten, waren sicherlich unangenehmer Natur.

Gerda war sehr bleich geworden. Sie empfand ein ihr fremdes Gefühl von Mißvergnügen und Schmerz. Sie war allzu unbekannt mit dem menschlichen Herzen, besonders dem des Mannes, als daß sie begreifen konnte, wie man auf so verschiedene Weise zu lieben vermöge. Sie verstand blos die Liebe, welche sie selbst hegte, und es verursachte ihr großes Leid, daß Richard eine Andere geliebt hatte, obwohl er ihr zu wiederholten Malen gesagt, daß sie seine erste Liebe sei.

Nach einer langen Pause faßte Richard die Hand des jungen Mädchens und fuhr, als ob er merkte, was in ihrer Seele vorging, also fort:

„Gerda, Du bist unzufrieden, Du kannst nicht begreifen, wie ich versichern mochte, Du seist meine erste Liebe, während ich von Margot Browson so bethört gewesen. Ich habe die Wahrheit gesagt, Gerda, als ich Dir versicherte, Du seist die einzige Frau, welche mein Herz besitze. Ich schäme mich

diesen Augenblick über mich selbst, da ich vor Dir zu bekennen genöthigt bin, daß ich mich so, wie geschehen, von einer unwürdigen Leidenschaft beherrschen ließ; aber ich würde noch tiefer mich erniedrigt gefühlt haben, wenn ich nicht ehrlich diese Schwachheit vor Dir gestanden hätte: eine Schwachheit, meine Gerda, deren ich mich stets mit der größten Mißbilligung erinnern werde — Sage, Gerda, daß Du es nicht mißverstehst, daß Du mir diese Thorheit verzeihst, welche mich, wenn es das Schicksal nicht anders gefügt hätte, deiner Liebe unwürdig gemacht haben dürfte. — Nun, Geliebte, willst Du mir das Vergangene verzeihen?"

„Richard, ich vermag dieses Vergangene nicht zu fassen; aber ich muß Dir dessen ungeachtet verzeihen, weil ich Dich höher liebe, als meinen eigenen Frieden."

Gerda reichte Richard ihre Hand und sah ihn mit einem milden, obwohl etwas bekümmerten Blicke an. Sie dachte:

„Eines Tags wird er vielleicht seine Liebe zu mir auch eine Thorheit nennen."

Es that Gerda tief im Herzen weh, und die Thränen wollten sich hervordrängen, aber sie hielt dieselben mit Gewalt zurück.

Richard küßte ihre Hand und nahm die unterbrochene Erzählung wieder auf.

„Ich will Dir nun die folgende Scene nicht schildern," sagte er. „Mr. Browson liebte seine Frau, wie ein Engländer liebt, wenn er es von ganzer Seele thut. Sein Zorn, als er mich zu deren Füßen fand, mußte in Folge davon grenzenlos sein.

„Ich erkannte bei seinem Anblick meine ganze

Schuld und begriff, daß mir nur Eins zu thun übrig blieb, nämlich Margot in das möglichst schuldlose Licht zu stellen. Als sein Zorn sich so weit gelegt hatte, daß er auf meine Worte hören konnte, erklärte ich ihm, der Fehler liege einzig an mir, Mrs. Browson sei unschuldig und ich habe sie gezwungen, mich anzuhören, und in dem Augenblick seines Eintretens sie um Verzeihung wegen meiner Kühnheit gebeten. Ich versicherte ferner, ich sei bereit, ihm jede beliebige Satisfaction zu geben, und keine Strafe könne darum, daß ich einen unverdienten Schatten auf seine Frau geworfen, für mich allzu streng sein.

„Mit dieser Erklärung entfernte ich mich und eilte nach Hause, um abzuwarten, was weiter geschehen sollte.

„Mir selbst überlassen, betrachtete ich mir das Geschehene näher und empfand eine tiefe Verachtung über mein Benehmen. Es kam mir vor, als ob Antonia's Blick, je länger ich meine thörichte Neigung zu Margot erwog, mit vorwurfsvollem Ausdruck auf mich gerichtet wäre. Es gibt keinen größern Schmerz, als denjenigen, welchen man erfährt, wenn unsere bessern Gefühle uns anklagen, daß wir in direktem Widerspruch mit Pflicht und Gewissen gehandelt haben.

„Ein paar Stunden vergingen. Endlich trat Mr. Browson ein. Er war jetzt ebenso ruhig und kaltblütig, wie er kurz zuvor heftig und aufbrausend gewesen. Er kam, um mir zu sagen, daß ich mich mit ihm schlagen müßte. Er forderte mich kalt und höflich auf, mir nach einem Sekundanten zu sehen, und setzte hinzu, da ich der Geforderte sei, so werde er den seinigen mir zusenden, damit ich demselben

Waffen und Ort bestimmen könnte. Die Ursache zu dem Duell müsse zwischen mir und ihm bleiben, der Schimpf aber sei von der Art, daß er nur mit Blut gesühnt werden könne.

„Als er fort war, setzte ich mich hin, um an ihn zu schreiben. Ich erklärte mich zu dem Zweikampf bereit, bat ihn aber, sich reiflicher zu bedenken. Ich suchte ihm zu beweisen, daß es ein besseres Mittel gebe, meinen Frevel zu sühnen, und dieß bestehe darin, England zu verlassen und, so lange er lebe, nicht dahin zurückzukehren. Mein Schreiben war ruhig und ernst. Ich gestand, ihn tief gekränkt und alles Recht, in dieser Sache ein Wort mitzureden, verwirkt zu haben; aber ich bat ihn zu erwägen, was die Welt zu einem Duell zwischen uns sagen würde. Man dürfte natürlich nach einer Ursache forschen, und wenn man die rechte nicht erriethe, eine solche ersinnen, welche sicherlich zu einer skandalösen Erzählung Anlaß gäbe.

„Erst am nächsten Morgen erhielt ich folgende Zeilen zur Antwort auf mein Schreiben:

„‚Reisen Sie und kehren Sie, so lang James Browson lebt, nicht nach England zurück.‘

„Drei Tage darauf war ich unterwegs nach Frankreich, um daselbst zum zweiten Mal meine Arbeit zu beginnen und mit meinen Kenntnissen mir den Weg zu bahnen.

„Ich hatte die traurige Erfahrung gemacht, wohin eine wahnsinnige Thorheit den Menschen führen kann, wenn er sich von derselben beherrschen läßt.

„Auf meiner Reise für die Browson'sche Fabrik war ich mit den ausgezeichnetsten Chemikern und

Fabrikanten Frankreichs in Berührung gekommen, und es fiel mir deßhalb nicht sonderlich schwer, einen Platz zu finden, obwohl mit viel geringerem Einkommen, als ich in England gehabt hatte.

„Nach einjährigem Verweilen in Paris las ich eines Tags in einer der englischen Zeitungen, daß Mr. James Browson in Folge eines Duells mit einem Mr. X. gestorben sei. Ich hatte somit das Recht, wieder nach England zurückzukehren, welches für mich der rechte Boden war, um meine Carriere zu machen. Ich hatte kurz zuvor auf schriftlichem Wege von Smith und Sohn das vortheilhafte Anerbieten erhalten, die Direktion von deren großer, chemischen Fabrik zu übernehmen. Es war die Zusicherung beigefügt, wenn ich diese Stelle ein paar Jahre bekleidet hätte, sollte es mir gestattet sein, in die Firma einzutreten und Theilhaber an der Fabrik zu werden.

„Ich nahm das Anerbieten an, da Browson's Tod mich von meinem Gelübde entband.

„Als ich bei meiner Ankunft zu Havre in einem Hotel daselbst abstieg, stieß ich auf eine in Trauer gekleidete Dame, welche unter dem Portale stand und mit einem Herrn redete. Ich erkannte in der Dame Margot. Ihr Angesicht bedeckte sich mit einer dunkeln Röthe, als ich sie grüßte und vorbeieilte.

„Man wies mir ein Zimmer im ersten Stock an. Ich wollte bis zum folgenden Tage hier bleiben. Kaum war ich ein paar Minuten dort gewesen, als ein paar Stimmen im Nebenzimmer, welches nur durch eine Thüre von dem meinigen getrennt war, meine Aufmerksamkeit erregten.

„‚Wer ist der junge Mann, welchen Du grüßtest?‘ hörte ich eine scharfe Stimme äußern.

„‚Ingenieur Schneider,‘ lautete die Antwort. Die Stimme kannte ich nur zu wohl.

„‚Ah, der Chemiker, welcher die blaue und die jetzt so moderne rothe Farbe erfunden hat? Wenn ich mich recht entsinne, so befand er sich vor anderthalb Jahren als Disponent, oder wie man es nennen mag, in James Browson's Fabrik.‘

‚Ja,‘ war die Antwort, in einem Tone erfolgend, welcher zu erkennen gab, daß Margot sich in kein weiteres Gespräch über diesen Gegenstand einzulassen wünschte.

‚Man behauptete ja, Du seiest in denselben verliebt gewesen. Ein schlechter Geschmack, meine Theure, und ein sprechender Beweis dafür, daß eine Französin niemals einen Begriff von dem Abstand zwischen einem Arbeiter und einem Gentleman hat. Wie ist es möglich, an einem ehemaligen Färbergesellen Gefallen zu finden? Wenn auch ein noch so hübscher Bursche und tüchtiger Chemiker, ist er eben doch nur ein Sclave, welcher für eine gewisse Bezahlung sein Leben zum Nutzen anderer hingeben muß. Er ist kein freier Mann und bleibt darum stets eine Person, welcher seine Geschicklichkeit für den größtmöglichen Gewinn verkaufen wird. Er kann als Ingenieur wohl Zutritt in einigen reichen Fabrikantenhäusern erhalten, aber dieß geschieht einzig und allein darum, weil sie seiner Kenntnisse bedürfen und darum ihm Höflichkeit erweisen zu müssen glauben. Jeder Gentleman wird sich indessen vor der Bekanntschaft mit einer

solchen Person, welche streng genommen, nichts ist und nichts besitzt, in Acht nehmen.

,Willst Du wohl so gut sein, dem Kellner zu klingeln und mich mit weitern Bemerkungen über Mr. Schneider zu verschonen,' entgegnete Margot; ,ich kann Dich versichern, daß ich für das, was er ist, oder was er hat, mich nicht im Mindesten interessire.'

„Dieses Gespräch mußte nur dazu dienen, dem heftigen Verlangen nach Reichthum und vollkommen unabhängiger Existenz, welches bereits so brennend in meiner Seele war, die entsprechende Richtung zu geben. Ich fühlte mit Zorn und Schmerz, daß er Recht hatte, und daß ich bis zu dem Tage, da ich mich von Andern unabhängig machte, ein Sclave der Arbeit war, welcher seine Kräfte zum Nutzen Anderer verwendete. Ich mußte ein reicher Mann, und zwar durch meine Arbeit werden.

„Den nächsten Tag verließ ich Havre.

„Im Hotel erfuhr ich, daß Mrs. Browson im Begriff stand, sich mit einem armen Edelmann zu vermählen, welcher ihres Geldes bedurfte, um seinen Namen aufrecht zu erhalten. Sie waren auf einer Reise nach dem Kontinent begriffen.

„In London angekommen, mußte ich in Folge von Krankheit einige Zeit daselbst bleiben. Ich hatte das Unglück gehabt, mich an dem Bein zu verletzen, und war genöthigt, in Folge davon mich ärztlicher Pflege zu unterwerfen. Als ich endlich genas, waren meine Mittel fast erschöpft.

„Ich stellte mich nun bei Smith und Sohn ein, um die mir angebotene Stelle, welche mir so große Vortheile für die Zukunft versprach, zu übernehmen.

„Bei meiner Ankunft hier in Lislehill traf ich mit Dir zusammen. Die Erinnerung an die kleine Gerda war aus meiner Seele verschwunden, und es bedurfte deiner Worte, um sie mir in die Seele zurückzurufen. Als ich eine Zeit lang in deiner Nähe war, erkannte ich die ganze Gefahr, welche der tägliche Anblick von dir mit sich brachte. Ich wollte mein Herz an keine Frau hängen und beschloß mich aus deiner Nähe zu verbannen; die Liebe ist gewöhnlich die Feindin einer selbstständigen Existenz und bildet oft die Fessel, welche uns an die Abhängigkeit schmiedet. So dachte ich damals, so denke ich jetzt nicht mehr."

Richard schloß Gerda's Hand in die seinige.

„Jetzt," fuhr er fort, „wird die Liebe zu Dir die Triebfeder werden, welche mich zu Selbstständigkeit und Vermögen führt. Du bist der Lohn für meine Bestrebungen, das Ziel, welches ich zu erlangen wünsche, und die Glückseligkeit, wornach mein Herz dürstet! — Als ein freier und unabhängiger Mann werde ich dich zum Altar führen."

„Ja, im Fall Du mich dann noch liebst," flüsterte Gerda. „Die Zeit ändert vielleicht deine Gefühle, und dein Glück kann einen andern Namen, als den Gerda's annehmen."

„Niemals!" rief Richard. „Ich kann aufhören zu leben, aber niemals aufhören Dich zu lieben. Noch über das Grab hinaus wird meine Liebe dieselbe bleiben, sofern dein Herz mir gehört und das wird ja wohl in seiner Treue nicht wanken."

„Nein, Richard, das wird niemals geschehen. Dir oder Keinem wird Gerda angehören."

Richard drückte einen Kuß auf die frischen Purpurlippen, und er dünkte sich in diesem Augenblick Herr über sein Glück und seine Zukunft zu sein.

XI.

Die Zeit verlief in ihrem gewöhnlichen Gang, und der Frühling näherte sich.

Von Strömberg langte ein Brief an, worin er meldete, daß er in Kurzem nach England kommen würde, um seine Tochter zu holen.

Diese Nachricht rief eine Trauerwolke am Himmel der Liebenden hervor, denn sie deutete so viel als eine Trennung, und möglicher Weise eine sehr lange an.

Nachdem Gerda und Richard ihren schmerzlichen Vorstellungen Luft gemacht hatten, begann dieser den Gang der künftigen Ereignisse auszumalen.

In zwei Jahren mußte er seiner Berechnung nach so viel verdient haben, daß er ohne Besorgniß vor der Zukunft sich zu verheirathen wagen konnte. Somit sollte in zwei Jahren Gerda vor Gott und Menschen die Seinige werden.

Kurze Zeit nach Einlaufen des Briefs von Strömberg saß Gerda eines Abends spät am Fenster in ihrem Zimmer. Es war offen, und Gerda schaute hinaus in die dunkle klare Frühlingsnacht, mit einer träumerischen Miene, welche andeutete, daß ihre Gedanken auf keinen bestimmten Gegenstand gerichtet waren.

Plötzlich wurde sie aus ihren Träumereien durch

Stimmen geweckt, welche sich im Park und zwar in einer ihr theuern Sprachen vernehmen ließen. Die eine äußerte:

„Somit ist nicht der geringste Verdacht auf meine Person gefallen?"

„Nicht der geringste. Man nimmt für ausgemacht an, daß der Matrose der Schuldige gewesen."

„Ist er des Mords überführt worden?

„Nein, er läugnete natürlich und konnte aus Mangel an Beweis weder auf diesen noch auf den Diebstahl hin verurtheilt werden.

„In solchem Fall ist Alles nach Wunsch gegangen."

„Schweige, sprich nicht so laut, es sind noch andere Schweden außer uns hier."

Die Sprechenden entfernten sich.

Gerda besann sich vergeblich, wer sie sein könnten. Sie schloß das Fenster und gedachte schaudernd des Wortes „Mord." —

Dem jungen Mädchen wurde es übel zu Muth, und sie begab sich zur Ruhe mit lebhaft erregter Phantasie, welche unheimliche Träume bei ihr hervorrief. Am folgenden Morgen, ehe Elise noch erwacht war, trat die Magd ein und erzählte Gerda, Herr Strömberg sei gestern Abend spät angekommen und habe Befehl gegeben, Elise, sobald dieselbe aufgestanden wäre, zu ihm zu bringen.

Erst beim Frühstück sollte Gerda mit dem reichen Mann zusammentreffen.

Elise brachte den ganzen Vormittag bei ihrem Vater zu, und als Gerda in den Speisesaal trat, war noch Niemand da, als die Haushälterin, welche noch Etwas an der Tafel zu ordnen hatte. Einige Augen=

blicke darauf erschien Strömberg, seine kleine Tochter an der Hand führend.

Er grüßte in minder vornehmem Tone als früher und sprach seine große Zufriedenheit mit der Tochter aus, welche er so blühend und artig in ihrem Benehmen fand, daß ihm nichts zu wünschen übrig blieb.

Gerda war sehr erfreut über dieses Lob und fühlte sich Strömberg zu Dank verpflichtet, da er ihr einen Gruß von ihrer Mutter brachte und die Versicherung gab, daß sie sich wohl befinde und mit dem verlängerten Aufenthalt ihrer Tochter in England wohl zufrieden sei.

Jetzt hatte dieser Aufenthalt inzwischen beinahe sein Ende erreicht, denn Strömberg gedachte, nicht länger als höchstens drei Wochen noch hier zu verweilen. Kam er mit seinen Geschäftsangelegenheiten früher zu Ende, so mochte die Abreise auch bälder erfolgen. Er wünschte deßhalb, Gerda sollte Alles so einrichten, daß sie und Elise jeden Augenblick bereit wären, England zu verlassen.

Kaum hatte Strömberg Gerda diese Mittheilungen gemacht, als die übrigen Familienmitglieder, und kurz hernach zwei fremde Herren eintraten.

Der erste derselben war ein hochgewachsener Mann von vortheilhaftem Aussehen und stattlicher Haltung. Seine Miene war kalt, seine Stirne etwas gefurcht.

Er wurde von Strömberg der übrigen Gesellschaft als ein Mr. Bernard vorgestellt. Sein Begleiter war ein Mr. Simson.

Bei Bernards Eintritt in den Speisesaal hatte Gerda ihn mit einem seltsamen Blick angestarrt, als ob sie einen alten Bekannten in ihm zu erkennen

glaubte und doch die Möglichkeit, daß er derjenige, wofür sie ihn hielt, sein könnte, in Zweifel zöge.

Mr. Bernard war artig, aber steif. Der Laut seiner Stimme erinnerte Gerda an eine derjenigen, welche sie am Abend zuvor im Park gehört hatte.

Sie lauschte mit gespanntem und peinlichem Interesse auf Alles, was er sprach, und erfuhr in der Unterhaltung, daß er den gößten Theil seines Lebens in Westindien zugebracht, daselbst ein Vermögen sich gesammelt habe und nun beabsichtige, sich in England nieder zu lassen, wohin ihm auch seine junge Frau gefolgt wäre.

Gerda vernahm jedes Wort mit einer eigenthümlichen Beklemmung, während ihre Augen fest an Bernards Angesicht hingen.

Sie hatte diese Züge früher gesehen. Sie waren ihr wohl bekannt. Sie hatte dieselben vom zartesten Alter an lieben gelernt, und es war nicht möglich, daß sie dieselben vergessen haben könnte, obwohl Jahre, viele Jahre, seitdem sie dieselben zum letzten Mal gesehen, vergangen waren. Damals war dieses Angesicht bleich und von Armuth und Elend abgezehrt gewesen. Es hatte nicht diesen kalten und gefühllosen Ausdruck gehabt, sondern Spuren ausgestandener Mühen und Entsagungen an sich getragen. Ja, es konnte kein Irrthum sein, er mußte es sein, und dennoch — er konnte ja nicht der Gatte ihrer Mutter sein, da er von seiner jungen Frau aus Westindien redete.

Eine solche Tortur, wie diejenige, welcher sie seit dem Eintritt dieses Mannes unterworfen worden war, hatte Gerda noch niemals durchgemacht.

Sie dachte an ihre Mutter, welche so manches Jahr auf die Rückkehr des Vaters gehofft hatte. War dieser Bernard ihr Vater, wie konnte er dann verheirathet sein?

Endlich war das Essen vorüber. Bernard hatte ein paar Mal seine Augen auf Gerda mit einem Ausdruck der Neugierde geheftet, welche bewies, daß er zu erfahren wünschte, wie das schöne Mädchen hieße. Er meinte wahrscheinlich, es sei den Forderungen der Artigkeit nicht angemessen, wenn er Milly Smith darnach frage, weil es deutlich sichtbar war, daß diese darauf Anspruch machte, jede Aufmerksamkeit ausschließlich sich zugewendet zu sehen.

Als man sich vom Tische erhob, trat Bernard auf Strömberg zu und fragte ihn, wer das junge Mädchen wäre.

„Meiner Tochter Bonne," antwortete dieser, indem er sich zu Gerda, die sich gerade in der Nähe befand, wendete und beide, Miß Gerda Ahrnell und Mr. Bernard, einander vorstellte.

Obwohl der letztere ein Mann zu sein schien, welcher sich nicht so leicht außer Fassung bringen ließ, machte doch Gerda's Namen einen merklichen Eindruck auf ihn. Er fuhr zusammen, sein Gesicht wurde von einer dunkeln Röthe bedeckt und ein Blitz des Zornes leuchtete aus seinen Augen. Er sah Strömberg an, als wollte er ihn zermalmen, machte Gerda, welche mit athemloser Unruhe den Mann betrachtete, eine leichte Verbeugung und entfernte sich.

Gerda eilte aus dem Speisesaal und aus dem Zimmer.

Sie sollte indessen nicht lang ungestört bleiben, denn Strömberg trat ein.

Gerda hatte niemals von demselben irgend eine Handlung gesehen, welche nicht für einen rechtschaffenen Charakter Zeugniß ablegte, und dennoch empfand sie vor ihm eine unerklärliche Furcht. Warum, konnte sie selbst nicht sagen; aber schon das erste Mal, da er in die elende Wohnung ihrer Mutter eintrat, hatte eine innere Stimme ihr zugerufen:

„Nimm dich vor diesem Mann in Acht!“

Jetzt, da er vor ihr stand, rief dieselbe Stimme warnend ihr zu, auf ihrer Hut zu sein, und zwar ungeachtet sein Angesicht einen wohlwollendern Ausdruck hatte, als sie jemals sonst gesehen.

„Ich wünschte eine Frage an Sie zu stellen, Miß Ahrnell,“ sagte er, auf dem Sopha Platz nehmend, „aber ich muß Sie bitten, dieselbe ganz aufrichtig zu beantworten.“

„Das verspreche ich,“ erwiederte Gerda.

„Sie sind mir beim Frühstück ungemein erregt vorgekommen; wollen Sie mir nicht sagen, was diese Stimmung bei Ihnen hervorgebracht hat?“

„Ich möchte am liebsten einer Antwort auf diese Frage überhoben zu sein, da ich glaube, daß Sie, Herr Strömberg, die Ursache ahnen,“ entgegnete Gerda, die Augen niederschlagend. Sie war noch immer sehr bewegt.

„Sie haben Mr. Bernard wieder erkannt?“

„Ich täuschte mich also nicht; es war wirklich *er*!“ rief Gerda. Ihre Augen standen voll Thränen und sie zitterte am ganzen Körper.

„Sie haben sich nicht getäuscht;“ war Alles, was

Strömberg antwortete; aber mit seinen Blicken suchte er die Wirkung dieser Worte zu berechnen. Sie ließ nicht auf sich warten.

Gerda sank auf einen Stuhl, und murmelte, das Gesicht in den Händen verbergend:

„O meine Mutter, meine arme Mutter!"

Sie setzte nichts weiter hinzu, sondern blieb eine lange Weile still und unbeweglich. Auch Strömberg brach das Schweigen nicht, sondern überlegte, welchen Vortheil er nun auf seiner Seite hätte. Sein früherer Schulkamerade war völlig in seiner Gewalt; über Gerda besaß er insofern eine gewisse Macht, als sie wußte, daß er ihres Vaters Wohl oder Wehe in seiner Hand hatte, und er gedachte auch die Gunst, welche das Schicksal ihm eingeräumt hatte, sich zu Nutzen zu machen.

Nach einer langen Pause äußerte er:

„Ich möchte wünschen, Miß Gerda, Sie so ruhig zu sehen, daß ich Ihnen Verschiedenes, was Ihre Eltern betrifft, mittheilen könnte."

Gerda erhob den gesenkten Kopf.

„Und das wäre?" fragte sie.

„Um mit einer Bitte anzufangen, lassen Sie Ihre Mutter niemals wissen, daß Sie ihn gesehen haben. Reißen Sie dieselbe nicht aus dem Irrthum, welcher ihr Glück ausmacht, sondern vergönnen Sie ihr, in dem Glauben an den Gatten zu sterben, welcher sie betrogen hat. Es wäre Grausamkeit, sie dieses Glaubens zu berauben."

„Den Rath, welchen Sie mir, Herr Strömberg, ertheilen, hat mein Herz mir bereits zugeflüstert," stammelte Gerda.

„Ich war dessen versichert; aber nun habe ich Verschiedenes beizufügen. Sie kennen Mr. Bernard nicht; wohl aber ich, und darum sage ich: er muß in Unwissenheit darüber bleiben, daß Sie ihn erkannt haben. Er liebt seine gegenwärtige Stellung allzu sehr, verabscheut die Vergangenheit allzu lebhaft, da er sich vor ihr zu fürchten allen Grund hat, und bebt vor keinem Mittel zurück, wenn es gilt, diejenigen aus dem Wege zu räumen, welche seiner Sicherheit gefährlich werden könnten."

„Herr Strömberg," rief Gerda schmerzlich; „vergessen Sie nicht, daß Sie von meinem Vater reden."

„Eben weil ich das nicht vergesse, rede ich so schonend als möglich; — aber mein Gewissen gebietet mir, Ihnen zu sagen: Bernard darf nicht argwohnen, daß Sie ihn kennen."

„Hat er denn kein Gefühl für . . . . für . . . . seine Tochter?" flüsterte Gerda, während die Thränen ihr über die Wangen floßen.

„Nein, er hat nur zwei Leidenschaften; die eine ist die Begierde, seinen Reichthum zu vergrößern, die andere seine Liebe zu der westindischen Frau. Durch sie hat er Aussicht, eines Tags in den Besitz von Millionen zu gelangen. Er liebt sie um ihrer Schönheit, und betet sie an um der Schätze willen, welche ihr Vater besitzt. — Sehen Sie jetzt ein, daß Sie ihn nicht erkannt haben dürfen?"

„Ach ja," flüsterte Gerda. „Mag er glücklich sein und seinen Reichthum genießen. Weder seine arme Tochter, noch seine gebrechliche Frau werden sein Glück stören! — O meine arme Mutter, wie war es möglich, daß dein Gatte so ganz und gar

deiner Liebe und Anhänglichkeit vergessen konnte? Wie mochte er seine Pflichten gegen dich so verrathen?"

„Er konnte es deßhalb, weil er sich sein Geld auf Kosten von seinem Gewissensfrieden verschafft hat."

„Seinem Gewissensfrieden?" wiederholte Gerda. Das Gespräch im Park am gestrigen Abend fiel ihr wieder ein.

„Ja, ich nehme das Wort nicht zurück, aber ich bitte Sie, keine Aufklärung von mir zu verlangen. Sie werden sich vielleicht darüber wundern, daß Bernard mich nicht fürchtet, der ich das Glück, dessen er sich gegenwärtig erfreut, vernichten könnte; aber er weiß, daß ich ihn nicht ins Verderben stürzen werde, da ich zu schweigen gelobt habe. Es sind etwa sechs Monate, seitdem wir uns wieder trafen, nachdem wir vor acht Jahren einander in Westindien Lebewohl gesagt hatten. Unsere Begegnung erfolgte kurz nach dem Tode meiner Frau."

Strömberg fuhr dabei mit dem Taschentuch über die Stirne, als ob er eine schmerzliche Erinnerung verjagen wollte, und nahm dann mit unsicherer Stimme wieder das Wort:

„Während meines Aufenthalts in Paris befand ich mich eines Abends bei Herrn D. — Bernard mit seiner Frau war auch da. Tags darauf suchte er mich in meiner Wohnung auf und beschwor mich unter dem Ausbruch der heftigsten Verzweiflung, nicht zu verrathen, daß er in Schweden Frau und Kind habe. Miß Ahrnell, ich gab ihm mein Ehrenwort, schweigen zu wollen; denn welchen Nutzen würde ich Ihnen oder Ihrer Mutter geleistet haben, wenn ich denselben ins Verderben gestürzt hätte. — Bernard

weiß von Alters her, daß auf mein Wort zu vertrauen ist, und daß, wenn ich ihm zu schaden geneigt gewesen wäre, ich es schon längst hätte thun können. — Gestern traf ich ihn in London. Mein Schwiegervater hat Geschäfte mit dem Hause Bernard, und wir fuhren mit einander hieher. Er ist von seinem ersten Buchhalter begleitet, Herrn Simson, einem Schweden, welcher dessen völliges Vertrauen genießt. Simson ist neulich in Geschäften seines Principals in Schweden gewesen. Er und ich, wir machten die Ueberfahrt von Schweden zusammen, und von ihm erhielt ich mancherlei Aufklärungen, welche genügend beweisen, daß Bernard's Selbstsucht mit den Jahren sich eher vergrößert, als verkleinert hat. — Und nun, Miß Ahrnell, beschwöre ich Sie, seien Sie auf Ihrer Hut und verrathen Sie sich nicht, während der Tage, da Bernard hier verweilt!"

Strömberg erhob sich und ging auf Gerda zu, indem er in väterlich-freundlichem Tone hinzusetzte:

„Vielleicht hat der Anblick seiner schönen und liebenswürdigen Tochter ihn ergriffen, und er trifft für ihre Zukunft solche Maßregeln, daß sie nicht für ihren Unterhalt zu arbeiten braucht, sondern in eine unabhängige Lage sich versetzt sieht. Wir wollen hoffen, daß dem so ist; was ich thun kann, um ihm zu beweisen, was seine Pflicht gebietet, das soll geschehen, dessen dürfen Sie versichert sein."

Gerda sah ihn an. Die warnende Stimme in ihrem Innern war verstummt. Das Gesicht Strömbergs trug den Ausdruck von so viel Wohlwollen und Theilnahme, daß es selbst einen erfahrenern und mißtrauischern Menschen als Gerda getäuscht haben würde,

Er konnte unmöglich etwas Anderes, als ihr und ihrer Mutter Freund sein.

„Ich habe Sie noch um Etwas zu bitten, Herr Strömberg," äußerte Gerda mit leiser und unsicherer Stimme.

„Wohl, sprechen Sie ohne Rückhalt."

„Geben Sie sich keine Mühe, Bernard zu bestimmen, daß er Etwas für mich thue."

Das junge Mädchen blickte zu Boden und setzte mit festerer Stimme hinzu:

„Er hat die Gefühle des Herzens zum Schweigen gebracht, welche für mich und meine Mutter sprechen sollten; mag er mich also meinem Schicksale überlassen. Ich werde niemals Etwas von einem Vater annehmen, welcher aus einem Frevel gegen Gewissen und Ehre für sich einen Vortheil gezogen hat."

„Sie sind stolz, Miß Ahrnell, aber haben Sie auch Ihr Herz genugsam geprüft? Wenn Mr. Bernard Ihnen eine anständige Mitgift aussetzte, könnte dieß Sie zum Glücke führen; Sie könnten dann die Frau des Mannes werden, welchen Sie lieben."

Strömberg fixirte Gerda, welche bei diesen Worten lebhaft erröthete.

„Ich möchte um diesen Preis mein Glück nicht erkaufen," erwiederte sie.

„In diesem Fall habe ich nichts weiter beizufügen, als daß ich Ihren Wunsch erfüllen werde."

Strömberg öffnete die Thüre, schloß sie aber sogleich wieder und kehrte in das Zimmer mit den Worten zurück:

„Sie stehen einsam im Leben da, Miß Ahrnell; gestatten Sie mir darum, Vaterstelle bei Ihnen zu

vertreten und Ihnen einen Rath zu geben, den Sie wohl in Erwägung ziehen mögen."

„Ich werde jeden Rath, den Sie mir ertheilen, mit Dank annehmen," versicherte Gerda.

„Auch wenn derselbe Ihnen Schmerz verursachen sollte?"

„Auch dann. — Ich werde mir selbst sagen, daß er in wohlmeinender Absicht gegeben worden ist."

„Ich danke Ihnen und will nun unverholen reden. Man hat mir gesagt, daß Sie den jungen Schneider lieben." — Gerda wurde purpurroth. — „Daß er sie liebt, ist natürlich und für Niemand zum Verwundern. Sie sind jung und schön, somit für Liebe und Glück geboren, könnte man sagen, wenn nicht die Welt so übel eingerichtet wäre, daß man von materiellen Hindernissen abhinge. — Jetzt — muß der Gedanke an die Zukunft dazwischen treten. Haben Sie an dieß gedacht? Ich besitze kein Recht, eine Antwort auf diese Frage zu begehren, und ich thue es auch nicht, allein ich bitte Sie, sich wohl zu besinnen, und nicht Ihr Schicksal mit dem seinigen zu verknüpfen, bevor er in pekuniärer Hinsicht unabhängig ist. Jetzt besteht sein einziges Kapital in der Arbeit. Es ist allerdings wahr, daß der junge Schneider für jetzt viel Geld verdient, aber er steht auf alle Fälle noch am Anfang seiner Laufbahn; er hat eigentlich jetzt erst dieselbe betreten und man kann sagen, daß eine schöne Zukunft sich vor ihm eröffnet, wenn er sein eigenes Beste versteht. Sie kann jedoch auch völlig zerstört werden, wenn er sich verheirathet und in Folge von Familienbanden sich die Sorge für häusliche Ausgaben aufbürden muß. Für seine

Laufbahn wie für seinen Ehrgeiz ist erforderlich, daß er frei bleibt, daß er nicht durch die Nothwendigkeit gezwungen wird, Geschäftsverbindungen einzugehen, welche minder vortheilhaft für ihn sind, somit seine ganze Existenz aufs Spiel stellen, im Fall er von Krankheit oder einem andern Mißgeschick betroffen wird. — Schneider hat einen stolzen Charakter; er muß als Chemiker etwas Ausgezeichnetes werden; er kann sich nicht blos damit begnügen, Geld zu sammeln und in seinen Kenntnissen sich eine Goldgrube zu eröffnen; er muß sie auch zu Etwas machen, das ihm Ruhm und Ehre einbringt. Ich fürchte jedoch, daß es ihm nicht gelingen wird, diese Träume zu verwirklichen, im Fall er sich jetzt verheirathet. Was es für ein Unglück ist, eine unüberlegte Ehe einzugehen, daran brauche ich Sie nicht zu erinnern; wir haben in der Ehe Ihrer Eltern einen deutlichen Beweis dafür. Aber keine Kenntniß haben Sie davon, wohin Armuth einen stolzen Mann zu bringen vermag, nachdem er alle die Grade der Erniedrigung, zu welchen dieselbe führt, durchgemacht hat. Je größer seine Hoffnungen auf das Leben gewesen, desto leichter fällt er als ein Opfer der Versuchung von Noth und Mangel, und ein Augenblick kann ihn aus einem ehrlichen, obwohl armen Mann in einen Verbrecher verwandeln. Bedenken Sie sich deßhalb, ehe Sie nicht blos über Ihr eigenes, sondern auch über sein Schicksal entscheiden, und vergessen Sie nicht, daß die Reue, welche aus dem Bewußtsein entsteht, zu dem Unglück und Fall dessen, den man liebt, beigetragen zu haben, bitterer als alle Leiden ist, welche das Herz einer Frau treffen können. Ich habe jetzt nichts weiter beizufügen; Ihr Verstand

wird Ihnen sagen, wie Sie handeln müssen. Ach, Miß Ahrnell, Ihre Mutter wäre nicht im Stande, die Bürde ihres Lebens zu tragen, wenn sie ahnen könnte, wozu ihr Mann sich in Folge seiner Verheirathung mit ihr verleiten ließ."

Wiederum näherte sich Strömberg der Thüre. Gerda eilte ihm nach. Ihre kleine Hand umschloß zitternd seinen Arm, während sie mit farblosen Lippen stammelte:

„Aus Gnade und Barmherzigkeit, sagen Sie mir: hat mein Vater sich zu irgend einer .... einer .... Handlung hinreißen lassen, die .... ihn aus einem ehrlichen Mann in einen Verbrecher verwandelte?"

„Er hat eine Doppelehe eingegangen — ist das kein Verbrechen?"

„Ja, ein großes Verbrechen," flüsterte Gerda, indem sie das Angesicht in den Händen verbarg, und setzte dann mit lautloser Stimme hinzu:

„Ist dieß die einzige Abweichung vom Wege des Rechts, welche er sich zu Schulden kommen ließ?"

Strömberg lächelte. Da er keine Antwort gab, rief Gerda ängstlich aus:

„Um's Himmels willen und bei Allem, was heilig ist, beantworten Sie meine Frage! Ein schrecklicher Argwohn ist in meiner Seele aufgestiegen und hat mir zugeraunt, daß .... daß .... ein noch größeres Verbrechen sein Leben befleckt."

„Miß Ahrnell," antwortete Strömberg mit einem gewissen Nachdruck in seinem Tone; „grübeln Sie nicht über die Vergangenheit, sie duldet kein genaueres Forschen. Ihr Argwohn ist leider nicht ungegründet."

Strömberg öffnete die Thüre und entfernte sich. Gerda sank auf die Kniee nieder.

Das Gespräch vom gestrigen Abend ertönte wieder in ihren Ohren und hemmte den Schlag ihres Herzens. Sie vermochte kaum zu athmen.

„O meine Mutter, meine geliebte, unglückliche Mutter!" murmelte sie. Ein Strom von Thränen stellte sich ein, um die Last, wovon ihre Brust bedrückt war, zu erleichtern.

XII.

Wiederum wurde es Abend. Die Luft war mild und warm, der Westwind küßte die Erde.

Gerda hatte den ganzen Tag ihr Zimmer nicht verlassen. Sie fühlte sich unwohl. Strömberg und die fremden Herrn waren nach London gefahren.

Der Mond warf wehmüthige Blicke auf die grünen Fluren, als Gerda, in einen Shawl gehüllt, durch einen der Gänge des Parks dahin wandelte. Sie fühlte sich so unglücklich und empfand ein unwiderstehliches Verlangen, ein wenig frische Luft zu schöpfen. Es kam ihr vor, als ob es ihr dadurch leichter würde, die Bürde von Kummer, welche auf ihrer Seele lastete, zu tragen. Als sie eine Strecke weit gegangen war, setzte sie sich auf eine Bank hinter einem Gebüsch am Flußufer.

Wir wollen jedoch nicht von den düstern Gedanken Gerda's Rechenschaft geben, sondern unsere Aufmerksamkeit auf zwei Personen richten, welche von

der entgegengesetzten Seite herkamen und an der Stelle, wo sie saß, vorüber mußten.

Sie waren von London gekommen und am Parkthore aus dem Wagen gestiegen, um zu Fuß den Weg bis zum Wohnhause zurückzulegen.

„Es sah aus,“ bemerkte der eine der beiden Männer, „als ob Du mir ausweichen wolltest. Du hättest jedoch begreifen sollen, daß ich mit Dir zu sprechen verlangte. Ich habe mir darum nur Glück zu wünschen, daß ich Dich hier am Gitterthore noch aufhielt. Du wirst mir somit nicht entgehen, mein lieber Strömberg, sondern genöthigt sein, meine Frage zu beantworten.“

„Gern,“ erwiederte der Andere, „obwohl ich es für das Klügste hielte, wenn wir jede Unterredung bis Morgen verschöben. Du kommst von einem Diner und bist nicht in normaler Stimmung; auch ich habe mehr als sonst getrunken.

„Du!“ rief der Andere laut lachend. „Man müßte kein so großer Schelm sein wie Du, um dem Bachus zu huldigen. — Also keine Ausflüchte, sondern gib Antwort. Wie zum Teufel konntest Du dich erdreisten, dieses Mädchen in meine Nähe zu bringen? Welche satanische Idee hast Du in Aussicht gehabt, als Du meine Tochter als Dienerin in dein Haus aufnahmest, und was bedeutete es, daß Du mir dieselbe vorstelltest?“

„Ich habe Gerda Ahrnell zur Wärterin für meine Tochter angenommen, um ihr dadurch ein besseres Auskommen zu verschaffen, als sie von der Nadel zu erwarten hat,“ entgegnete Strömberg, „und daher

kommt es, daß man allerdings sagen kann, sie gehöre unter die Zahl meiner Domestiken.“

„Zum Teufel, fahre nicht in diesem Tone fort,“ brach Mr. Bernard aus; „Du könntest mich sonst in Versuchung führen ....“

„Geduldig anzuhören, was ich noch beizufügen habe,“ fiel Strömberg ein. „Du willst wissen, warum ich sie Dir vorstellte. Ah, ganz einfach deßwegen, weil ich dachte, der Anblick derselben sollte Dich an Etwas erinnern, das Du vergessen hast, nämlich für sie und ihre Mutter Sorge zu tragen.“

Es entstand eine Pause.

Die beiden Wanderer näherten sich dem Punkte, wo Gerda saß. Strömberg, welcher die Gabe der Katze, im Finstern zu sehen, besaß, erkannte Gerda hinter dem Gebüsch. Ein unmerkbares Lächeln kräuselte seine Lippen; etwas wie Schadenfreude leuchtete aus den grünlichgrauen Augen. Als sie an der kleinen Erhöhung angelangt waren, machte Strömberg Halt, um Gerda möglich zu machen, das was gesprochen wurde, zu hören; jedoch ohne daß sein Begleiter deren Nähe entdeckte.

„Nun, Bernard,“ nahm er wieder das Wort; „Du schweigst. Lebt in deinem Herzen kein Gefühl der Zärtlichkeit für deine schöne Tochter und deren Mutter?“

„Nein, nicht ein Funken davon,“ erwiederte Bernard.

„Durch sie gerieth ich in Elend und Erniedrigung; durch sie wurde ich also zu dem, was ich jetzt bin.“

„Ein reicher Mann,“ fiel Strömberg ein; „welcher

mit dem Gelde, das er besitzt, viel Gutes thun kann und ...."

„Und welcher in den Besitz seines Reichthums durch Raub gelangt ist, durch Diebstahl und .... still, was war das?" unterbrach er sich selbst. „Ich glaubte zu hören, wie Jemand sich dort hinter dem Gebüsch bewegte. Sollte man horchen?"

„Welche Einbildung! Wir sprechen ja schwedisch," antwortete Strömberg. „Es war ein Nachtvogel, den wir aufscheuchten, und das Geräusch, das er gemacht hat, erschreckte Dich. Du bist nicht sehr beherzt."

„Das ist derjenige niemals, welcher ein schuldbelastetes Gewissen hat. Aber es verlohnt sich nicht der Mühe, davon zu reden. Ich glaube wirklich, daß der Anblick des Mädchens die alte Furcht wieder geweckt hat, welche mich das ganze erste Jahr nach meiner Entfernung aus Schweden verfolgte, so daß ich beständig mich entdeckt und Untersuchung und Urtheilsspruch unterworfen wähnte. Ich vergaß in dergleichen Augenblicken völlig, daß ...."

„Ein Anderer eingezogen und des Mordes angeklagt wurde .... Aber ich glaube, Du zitterst; laß uns weiter gehen und von der alten Geschichte nicht mehr reden."

„Mag sein; aber ich habe noch einige Worte beizufügen," bemerkte Bernard. „Ich will wissen, ob das Mädchen, welches bei meiner Abreise neun Jahre alt war, mich erkannt hat?"

„Nein, gewiß nicht."

„Sie schien jedoch sehr erregt."

„Möglich, aber Du hattest keinen Theil daran. — Sie ist verliebt."

„In wen?“

„In einen Schweden, welcher an der Spitze der Fabrik hier steht.“

„Einen Arbeiter, somit einen Mann ohne Bedeutung. Nun, da können sie sich heirathen. Er kehrt wahrscheinlich nach Schweden zurück und muß es dann auf sich nehmen, die Mutter zu versorgen, welche in diesem Fall an etwas anderes zu denken hat, als ihrem verschollenen Mann nachzuforschen.“

„Du irrst dich sehr, wenn Du glaubst, der junge Schneider sei ein gewöhnlicher Fabrikarbeiter. Er ist ein geschickter Chemiker und der Sohn des berühmten Bildhauers, Professor Schneider, ein junger Mann, welcher eine glänzende Zukunft hier in England vor sich sieht. Er hat bereits mehre schöne Erfindungen in gewissen mit der Chemie in Zusammenhang stehenden Gewerben gemacht, und ist ein Mann, welcher sich eine Frau aus jedem reichen Kaufmannshause hier in England suchen kann. Mein Schwiegervater hat den Plan, ihm seine Tochter Milly zur Ehe zu geben; durch diese Partie wäre dem jungen Mann auf einmal ein schönes Vermögen gewiß. Er kann meines Schwagers Associé in dem Fabrikgeschäfte werden, oder vielmehr die meinem Schwiegervater zukommende Hälfte davon übernehmen. Nur scheint es inzwischen, als ob seine Neigung zu Gerda seinem Glücke Hindernisse in den Weg legen sollte. Er wird wohl gleich tausend Andern ein günstiges Loos von sich werfen, um als Opfer einer verhängnißvollen Liebe zu fallen, welche ihn sicherlich von der betretenen Bahn abwendig machen wird. — Doch, die Sache geht nur ihn an. Ich bezweifle indessen, ob sein Vater sich dadurch ge-

schmeichelt finden wird, zur Söhnerin die Tochter eines Mannes zu erhalten, welcher einen Diebstahl begangen hat und wegen Bigamie dem Urtheil des Gesetzes verfallen ist — aber wie gesagt, das ist Sache des jungen Schneider."

„Und wenn ich mir Alles recht überlege," fiel Bernard ein, „so will ich nicht, daß aus der Partie etwas wird. Das Mädchen würde dann in England bleiben und, was noch schlimmer wäre, gar ihre Mutter herüberschleppen. Das Schicksal könnte Marianne und mich zusammenführen, und dann ...."

„Bekämest Du ganz unvermuthet zwei Frauen."

„Du, Strömberg, mußt diese Heirath verhindern."

„Glaubst Du wirklich? Nein, Bernard, ich werde Gerda's Glück niemals entgegenarbeiten. Glaubt sie, es liege darin, daß sie sich mit Schneider verheirathet, so mag sie es haben, wie sie will; und Du wirst überhaupt dich wohl hüten, den Ton eines Diktators anzunehmen, und solltest dich erinnern, daß ich dich ganz und gar in meiner Hand habe. Ein Wort von mir, und ...."

Bernard begann zu pfeifen, und Strömberg sprach den angefangenen Satz nicht aus.

„Wollen wir unsern Weg jetzt fortsetzen?" begann nach einer Weile der letztere wieder.

„Meinetwegen," war Bernards Antwort.

Sie entfernten sich.

Gerda zitterte am ganzen Leibe. Es kam ihr vor, als sei sie in einen Abgrund gestürzt, aus welchem keine Rettung mehr möglich wäre. Sie glaubte auf einmal alle ihre Jugendfreude verloren zu haben und alt geworden zu sein. So scheint es immer,

wenn die Seele von einem schweren Kummer betroffen wird.

Während Gerda eine Beute jener Qualen war, welche aus der Gewißheit entsprangen, daß derjenige, welcher ihr das Leben geschenkt hatte, nichts als Verachtung und Abscheu von jedem rechtlich denkenden Menschen verdiente, hatte sie nicht gehört, daß Jemand sich der Stelle, wo sie sich befand, näherte. Sie hatte ebenso wenig bemerkt, daß ein junger Mann an dem Gebüsch stehen geblieben war und sie seit einigen Sekunden betrachtete. Erst als er mit seinen Armen sie umschlang, und eine Stimme, in welcher die innigste Freude sich kund gab, ihren Namen aussprach, merkte Gerda, daß sie nicht allein war.

„Endlich, meine Geliebte, bin ich wieder bei Dir,“ äußerte Richard, indem er ihre Hände mit Küssen bedeckte.

„Du hier,“ stammelte Gerda und brach, ihren Kopf an seine Brust lehnend, in Thränen aus.

„Was, Du weinst, mein holdes Mädchen? Hat Jemand Dich betrübt oder verletzt? O, sprich, Liebling meines Herzens.“

Richard küßte die Thränen von ihren Wangen. Gerda hätte in diesem Augenblicke sterben mögen. Es war einer von jenen schmerzlichen Momenten, wo wir tief erkennen, was wir besitzen und was wir aufgeben müssen. Wie gern hätte sie auf das Leben verzichtet, nur um in der nächsten Minute dem Leiden zu entgehen, welches ihr vorbehalten war.

Nach einer kurzen Pause schob Gerda Richard von sich zurück, nicht heftig, aber mit entschlossener Bewegung.

„Richard, mein Geliebter,“ sprach sie mit bebender Stimme; „ich habe mich allzu glücklich in dem Bewußtsein, von Dir geliebt zu werden, gefühlt; aber nun müssen wir scheiden, scheiden ohne den Gedanken an Wiedersehen, ohne Hoffnung auf Wiederfinden.“

„Was, Gerda, Du entziehst mir deine Liebe?“ rief Richard und ergriff heftig ihre Hände. „Nein, das ist nicht möglich!“

„Meine Liebe wird Dir durch das Leben folgen; aber wir müssen dessen ungeachtet uns trennen. In den Tagen, da Du von Lislehill abwesend warest, sind Ereignisse eingetreten, welche jeden Gedanken an eine Vereinigung zwischen Dir und mir unmöglich machen.“

„Unmöglich?“ fiel Richard ein, während das Blut ihm in den Kopf stieg. „Bedenke, was Du thust; spiele nicht mit meinem Frieden, treibe nicht Hohn mit meiner Liebe. Ich könnte Dir sonst fluchen.“

„O Richard sprich nicht so!“ bat Gerda mit gefalteten Händen. „Auf Erden wird mein Herz keinen Andern lieben und auch jenseits des Grabs wird es Dir angehören; aber ebenso wahr ist es, daß wir einander nicht Gatten werden können.“

„Gerda, ist dieß dein letztes Wort?“ fragte Richard und stand auf.

„Höre mich,“ flehte Gerda, „und gehe nicht im Zorne von mir!“

„Ich will und kann Dich nicht hören, bevor Du antwortest. Ist dieß dein fester Entschluß, meine Gattin nicht zu werden?“

„Ja, ich kann, ich darf es nicht werden,“ flüsterte Gerda und verbarg ihr Angesicht in den Händen.

Eine Hand schloß sich fest und hart um ihren Arm, aber nur eine Sekunde lang, dann ließ sie ihn los.

Gerda sah auf — Richard war verschwunden.

Am nächsten Morgen wurde Gerda ein Billet von Strömberg folgenden Inhalts übergeben:

„Miß Ahrnell!

„Mit dem Dampfschiffe X., welches heute Nachmittag um drei Uhr von London abgeht, reisen wir nach Schweden zurück. Haben Sie die Güte, sämmtliches Gepäck bis ein Uhr bereit zu halten.

„Mr. Smith hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß Sie, da es hiebei noch so vieles zu thun gibt, über seine Dienerschaft disponiren können. Elise kann diese Stunden bei ihrem Großvater zubringen.

In Eile

Pehr Strömberg."

Gerda schickte sogleich ein Billet an Richard, worin sie den Wunsch aussprach, ihn vor ihrer Abreise noch zu sprechen.

Der Bote kehrte mit der Antwort zurück, Mr. Schneider sei nach London abgereist und werde nicht so bald wieder erwartet, da er von London aus sich in eine der Fabrikstädte begeben wollte.

Gerda war untröstlich. Reisen, ohne einen freundlichen Abschied, reisen, bevor sie ihm sagen konnte, daß die Liebe, und nur der höchste Grad von Liebe ihre Handlungsweise diktirt habe. Sie fühlte sich so unglücklich, daß sie gar nicht begreifen konnte, wie dieser weitere Zuwachs zu ihrem Leide überhaupt zu ertragen wäre.

Nachdem sie ihren Pflichten bei Elise Genüge geleistet hatte und mit dem Einpacken fertig war, schrieb

sie einen langen Brief an Richard, voll der hingebendsten Liebe und mit der innigsten Bitte schließend, er möchte mit einigen Zeilen ihr den Trost zukommen lassen, daß er nicht in Zorn ihrer gedenke.

Als sie ihr Schreiben beendigt hatte, fand sich Strömberg ein, um sie und seine Tochter abzuholen.

Um ein Uhr rollte der Wagen mit Gerda, Elise und Strömberg von Lislehill ab; um drei Uhr legte das Dampfschiff an, welches Gerda nach einjähriger Abwesenheit in ihr Vaterland zurückführen sollte.

XIII.

Der Sommer war vorüber. Der Herbst näherte sich, obwohl der September noch mit den wenigen Reizen, welche von der Schönheit des Sommers übrig waren, zu kokettiren suchte. Die Sonne bemühte sich noch warm zu lächeln, und die Bäume schüttelten die gelben Blätter ab, um noch eine Zeit lang ein jugendlicheres Aussehen beizubehalten.

Man konnte sagen, die Natur gleiche einer schönen Frau, welche weiß, daß sie ihre eigentliche Blüthezeit überlebt hat, daß die Jugend entflohen ist, aber dessen ungeachtet mit den Resten ihrer Schönheit noch bezaubern will.

An einem dieser hübschen Septemberabende finden wir Gerda auf ihrem alten Platze an dem kleinen Fenster im Habichtsgäßchen sitzen.

Alles ist sich in Frau Ahrnells Wohnung gleich geblieben. Marianne sitzt in demselben Lehnsessel vor dem Nähtisch und arbeitet so fleißig wie früher. Gerda

ist eifrig mit einer Stickerei beschäftigt, und man wäre anzunehmen versucht, die Zeit sei stillgestanden, wenn nicht Gerda's Angesicht ein unverkennbares Gepräge tiefen Ernstes getragen und auf demselben ein Schatten von Schwermuth sich gelagert hätte, welcher sonst hier nicht zu finden gewesen.

Derjenige, welcher Gerda gesehen hatte, bevor der Fabrikbesitzer Strömberg über die Schwelle von ihrer Mutter Wohnung getreten war, hätte nur mit Mühe begreifen können, wie ein einziges Jahr bei dem harmlosen Kinde, welches singend seine Arbeit verrichtete, eine solche Veränderung hervorzubringen vermochte. Sie hatte sich in dieser Zeit zu einer vollkommenen Frau entwickelt. Sie war nicht mehr in Unkunde darüber, wie viel Sorge und Bitterkeit, Freude und Glück das Leben zu bieten hat. Man las in den großen, seelenvollen Augen, daß ihr Charakter, ihre Gedanken und Gefühle eine andere Richtung angenommen hatten.

Von Zeit zu Zeit warf Frau Ahrnell einen Blick auf ihre Tochter, welche ununterbrochen fortarbeitete. Vielleicht dachte die Mutter, wie viele Mütter vor ihr gedacht haben: „Am besten wäre es gewesen, wenn Gerda niemals ihre Heimath verlassen haben würde; ich hätte sie niemals in die Welt hinaus schicken sollen."

Auf der Katharinenkirche schlug es sechs Uhr, Gerda hörte es nicht, aber Frau Ahrnell äußerte:

„Solltest Du nicht um diese Stunde mit den fertig gewordenen Spitzen für die kleine Elise zu dem Fabrikbesitzer? Du hast ja deiner kleinen Freundin versprochen, diesen Abend dich bei ihr einzufinden."

Gerda legte ihre Arbeit bei Seite.

„Ich bin recht vergeßlich geworden,“ bemerkte sie mit einem bekümmerten Lächeln. „Ich fürchte, liebe Mama, Du findest mich in hohem Grade, aber nicht zu meinem Vortheil verändert.“

Gerda näherte sich der Mutter, legte den Arm ihr um den Hals und setzte, ihr in die Augen sehend, hinzu:

„Gestehe, daß Du diese zwei Monate, da ich wieder daheim bin, mich langweilig, nachlässig und minder fleißig, als ich vordem war, gefunden hast; mit einem Worte, daß Du deine Gerda nicht wieder erkennst.“

„Du bist sehr verändert, mein Kind,“ antwortete Marianne; „und das grämt mich. Ich hätte Dich nicht fortlassen sollen. Jetzt fällt es Dir vielleicht schwer, hier so dazusitzen und dich abzuarbeiten.“

„Alles, was geschieht, ist uns gut und heilsam, müssen wir glauben, und darum war die Reise nach England auch recht: aber sage niemals, daß ich die Arbeit schwer finde; ich wäre dann als Mensch schlechter geworden.“

„Schlechter!“ wiederholte Marianne mit einem Ausdruck in Ton und Blick, als ob Gerda etwas recht Einfältiges gesagt hätte. — „Ich fürchte eher, Du bist besser geworden.“

„Fürchtest?“ fragte Gerda lächelnd. „Ist das zu fürchten?“

„Beinahe. — Es kommt mir vor, als ob Du alle jene kleinen Schwachheiten und kindischen Angewöhnungen, welche deinem Alter eigen sind, abgelegt hättest und bereits anfängest, dich zu etwas wie Vollkommenheit zu entwickeln. Ich liebte deinen Gesang,

deine kindischen Einfälle, deine exaltirten Herzensergießungen und deine Neigung zur Heiterkeit; so wie Du jetzt bist, kenne ich dich nicht mehr, und dennoch sehe ich ein, daß Du dabei weit besser, wenn auch nicht mehr meine sorglose Gerda bist."

„Sorglos! Ach Mama, wer kann das bleiben, wenn er zu denken anfängt!"

Gerda seufzte, schüttelte dann den Kopf und sagte in beinahe munterem Tone:

„Doch, es gibt kein Gemälde so sonnenhell, daß es nicht auch seinen Schatten haben sollte. Der Fehler liegt nur darin, daß wir uns mehr an diesen, als an das Sonnenlicht halten. Wir wollen inzwischen sorgen, daß Du deine singende Gerda wieder bekommst, denn eine Vollkommenheit, welche den Kopf hängt und weinerlich aussieht, ist langweilig. Somit wollen wir der Vollkommenheit den Abschied geben — und nun adieu auf eine Weile!"

Gerda küßte die Mutter auf die Stirne.

In der stattlichen Wohnung des Fabrikbesitzers Strömberg residirte als Haushälterin eine alte Wittwe Holm. Er hatte sie angenommen, um ihm bei seiner Ankunft in Schweden nach dem Tode seiner Gattin das Hauswesen zu besorgen. Frau Holm sollte Elise, nachdem Gerda wieder heimgekehrt war, den Verlust der Mutter ersetzen.

Als Gerda, welche immer dem Fabrikbesitzer, bald für ihn selbst, bald für Elise arbeitete, in den Saal trat, kam ihr letztere unter lebhaften Ausbrüchen der Freude hüpfend entgegen. Frau Holm benahm sich gleichfalls herzlich gegen das junge Mädchen und erklärte, Elise rede beständig von Gerda.

Strömberg war fort und Gerda hatte versprochen zu bleiben; sie konnten somit den Abend recht angenehm zubringen. Sie zogen sich zu diesem Zweck in den kleinen Salon zurück, aber in dem Augenblick, da die Lichter angezündet wurden, ging die Thüre des angrenzenden Zimmers auf und Strömberg trat ein. Er küßte seine kleine Tochter auf die Stirne und grüßte mit einem stummen Kopfnicken Frau Holm und Gerda, worauf er in einem Fauteuil Platz nahm und eine Tasse Thee begehrte. Strömbergs Stirne war umwölkt und von Zeit zu Zeit flog sein Blick hinüber zu Gerda, welche an dem Tische vor dem Sopha saß und für Elise ein Kartenhaus baute.

Nachdem er den Thee getrunken hatte, äußerte er zu Gerda gewendet:

„Ich möchte gern einige Worte mit Mamsell Ahrnell sprechen; vielleicht geht Frau Holm mit Elise indessen in das Kabinet."

Frau Holm nahm Elise bei der Hand. Gerda und der reiche Mann waren allein.

„Bevor ich ausspreche, was ich Ihnen mitzutheilen habe," begann der Fabrikbesitzer, „möchte ich mir eine Frage erlauben: haben Sie kürzlich Briefe von England erhalten?"

Gerda wechselte die Farbe und antwortete verneinend.

„Der junge Schneider hat Sie somit von seiner bevorstehenden Verlobung nicht unterrichtet?"

„Verlobung ....!" rief Gerda todesbleich.

„Er wird sich mit Milly Smith verheirathen. Vielleicht beliebt Ihnen, diesen Brief zu lesen, welcher mich davon in Kenntniß setzte."

Er reichte ihr einen von Milly Smith geschriebenen Brief. Derselbe besagte, Milly hoffe in ihrem nächsten Briefe Strömberg die frohe Botschaft mittheilen zu können, daß die Verbindung zwischen ihr und Richard Schneider abgeschlossen wäre. Sie fügte noch einige Betrachtungen über das Glück bei, welches diese Verbindung mit sich bringen würde.

Als Gerda vornehmlich das, was sich auf Richard bezog, gelesen hatte, gab sie den Brief mit den Worten zurück:

„Ich werde für Richard Schneider's und Milly Smith's Wohlergehen beten."

„Schmerzt es Sie nicht, daß er so schnell der Liebe, welche ihn an Sie fesselte, vergessen hat?"

„Herr Strömberg, lassen wir diesen Gegenstand, ich bitte," fiel Gerda in etwas stolzem Ton ein.

„Recht gern, besonders da ich bemerke, daß Sie diese Nachricht so schwer nehmen. Es wird mir demnach um so leichter werden, mit dem Vorschlag, welche ich Ihnen zu machen wünsche, herauszurücken. — Haben Sie nie daran gedacht, sich zu verheirathen?"

„Nein! Eine solche Verbindung aus Liebe einzugehen, scheint armen Mädchen nicht vergönnt zu sein; und die Freiheit zum Gewinn ökonomischer Unabhängigkeit zu verkaufen, scheint nicht vereinbar mit den Begriffen, welche eine Tochter der Arbeit eingesogen hat."

„Und warum nicht?"

„Ganz einfach darum, weil sie sich von Kindheit an den Gedanken gewöhnt hat, für sich selbst und durch ihre eigene Kraft zu existiren. Nur derjenige, welcher die Arbeit scheut, verkauft sich; nicht wer den

Gewinn der Arbeit kennen gelernt hat und die Freiheit liebt, welche eine Frucht derselben ist."

„Sie sind somit fest entschlossen, sich nicht zu verheirathen?"

„Ja, jetzt bin ich es."

„Aber angenommen, Sie könnten durch eine vortheilhafte Heirath Ihrer Mutter ein ruhiges und sorgenfreies Alter bereiten; das Glück und die Zukunft eines Kindes hinge von Ihnen ab und Sie schenkten durch Ihre Ehe einem Mann alle häusliche Glückseligkeit, die ein Mensch sich wünschen kann, würden Sie sich dennoch weigern, ein Band zu knüpfen, welches auf das Glück so Vieler sein Absehen hätte?"

„Wenn mein Herz den Mann nicht liebte, welcher mir seine Hand böte, so könnte ich den Uebrigen kein Glück schaffen. Ich vermag nicht vor Gott zu treten und einen falschen Eid abzulegen, und dieß thäte ich, wenn ich den, welchem mein Herz nicht gehört, zu lieben gelobte."

„Dazu wären Sie entschlossen, auch gegenüber von einem Mann, der über Millionen gebietet?" fiel der Fabrikbesitzer stirnrunzelnd ein.

„Gerade darum, weil ich nichts als meine Freiheit und mich selbst, worüber ich zu gebieten habe, besitze, kann es nicht sein," erwiederte Gerda. Es war ihr innerlich so wehe, als ob ihr die Brust zusammengeschnürt würde.

„Trotz dieser Versicherung," fuhr Strömberg fort, „wünsche ich doch, daß Sie, was ich Ihnen vorschlagen will, in Erwägung ziehen. Ich bitte Sie, nicht mit jugendlicher Unbedachtsamkeit, was sich Ihnen

darbietet, wegzuwerfen, sondern reiflich zu überlegen, wie Sie handeln müssen. Eine abschlägige Antwort kann tiefer, als Sie jetzt ahnen, in Ihr Schicksal eingreifen."

Strömberg stand auf. Er trat auf Gerda zu, welche sich einen Schauder durch die Glieder gehen fühlte. Sie zitterte vor dem, was er weiter äußern würde.

„Ein Mann, welcher nicht mehr jung, aber Ihnen von ganzem Herzen zugethan ist und niemals geglaubt hat, er könne eine Frau so innig lieben, daß sein ganzes Glück von Ihnen abhinge, bietet Ihnen seine Hand. Er ist reich, sehr reich. Er kann Ihrer Mutter ein glückliches Alter bereiten, Ihnen einen geachteten Namen und eine Anhänglichkeit, welche der Zeit Trotz bietet, schenken, wenn Sie seine Gattin werden wollen. Sie haben es in Ihrer Gewalt, das Glück dieses Mannes auszumachen und seiner kleinen Tochter eine Mutter zu werden. Er begehrt keine Liebe, weil er weiß, daß Sie Ihr Herz vergeben haben; aber er hofft, daß Sie ihm einmal Ihre Zärtlichkeit widmen werden, wenn Sie verstehen lernen, wie theuer Sie ihm sind. Dieser Mann, welcher eben jetzt sein künftiges Wohl in Ihre Hände legt, ist Pehr Strömberg. Er beschwört Ahrnell's Tochter, zu prüfen, ehe sie ihn zurückweist. Ich wünsche nichts inniger, als Ihre Stütze im Leben zu sein, und würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie mich zwängen, Ihr Feind zu werden. In einer Woche, nicht früher, werde ich Ihre Antwort begehren, und nun leben Sie wohl bis dahin."

Er verließ das Zimmer. Gerda schloß die Au-

gen und drückte das Taschentuch auf die Lippen, um einen Schrei des Schmerzes, welcher sich hervordrängte, zurückzuhalten.

Richard verlobt mit einer andern. Richard hatte sie somit vergessen. Er hatte ja den Brief, welchen sie bei ihrer Abreise aus England für ihn zurückgelassen, keiner Antwort werth gehalten und damit zu erkennen gegeben, daß er ihr nicht verzieh. Sie, jetzt der Gegenstand von eines reichen Mannes Liebe, fühlte sich nun so wehrlos und jedes schützenden Armes beraubt. Es kam ihr vor, als ob Jemand Pandora's Büchse geöffnet und alles Unheil und Mißgeschick des Lebens gegen sie losgelassen hätte. Es lag in Gerda's Gemüth eine gewisse Heftigkeit, welche zur Folge hatte, daß sie in dem ersten Augenblicke, da sie von einem Unglück betroffen wurde, mehr litt und sich vom Schmerze völlig beherrschen ließ; aber in der nächsten Minute war die Elasticität, die Kraft ihrer Seele wieder in ihre Rechte getreten. Sie warf dann die Muthlosigkeit, welche von dem moralischen Leiden hervorgerufen wurde, weit von sich, um nach etwas Anderem zu suchen, was sie damit versöhnen oder ihr das Mittel zur Ueberwindung des Uebels gewähren konnte.

So auch jetzt. Als der erste Schmerz sich etwas gelegt hatte, erhob sie den gesenkten Kopf und drückte die Hände fest auf die Brust, indem sie bei sich selbst sagte:

„Fort mit allen Gedanken an das, was ich verloren habe; wie wenig ich für ihn gewesen war und bin, wie viel ich von dem Mann zu fürchten habe, welcher mich zur Ehe begehrt — und jetzt zum Han-

deln. Ich muß Unabhängigkeit gewinnen, ich muß eine Arbeit haben, welche mein Inneres befriedigt und mir zugleich die Mittel gewährt, für meine Mutter zu sorgen. Ich muß mir mein Schicksal schaffen, um vergessen und mich mit dem erlittenen Verlust aussöhnen zu können. — O Richard, Richard, wie innig ich Dich geliebt habe!“

Sie streckte die Arme weit aus und begab sich dann zu Frau Holm und Elise, um sich von ihnen zu verabschieden. Sie konnte nicht bleiben; sie mußte nach Hause.

XIV.

Mit einem umwölkten Himmel begrüßte der nächste Morgen Gerda, als sie nach einer schlaflosen Nacht sich ankleidete.

Es waren nicht viele Worte, welche zwischen Mutter und Tochter gewechselt wurden. Als die letztere mit ihrem Anzug fertig war, küßte sie die Mutter mit den Worten:

„Ich muß hinab zu dem Pastor, um mit ihm über etwas zu reden, das mir in den Sinn gekommen ist.“

Gerda versuchte eine freundliche Miene zu machen, aber es lag Wehmuth in ihrem Lächeln, Kummer in ihrem Blicke. Marianne streichelte ihr die Wange und seufzte dazu. Auch über ihr Angesicht hatte sich heute ein Schatten verbreitet, welcher sich gewöhnlich nicht daselbst vorfand, und ihr Blick war matt, die Wange eingefallen.



Gerda ging langsam durch die Zollpfortenstraße, bog in die Bergstraße und trat in den Catharinen Kirchhof ein. Hier setzte sie sich eine Weile nieder. Ihr Kopf war mit Gedanken erfüllt, und ihr Herz von Unruhe, Sorge und Trauer beschwert. Es war ihr zu Muthe, als ob das Schicksal ihr Etwas geraubt hätte, das bisher ihrem Leben Werth verliehen.

Während sie so dasaß, um in ungestörter Ruhe ihre Gedanken zu ordnen und sich klar zu machen, was sie eigentlich wollte, kam ein junger Mann quer über den Kirchhof daher. Er war äußerst sauber, aber einfach gekleidet. Sein ganzes Aussehen hatte etwas so Anspruchloses und doch Originelles, daß es den Vorübergehenden beinahe zwang, einen Blick auf sein schönes, offenes und geistvolles Angesicht zu werfen.

Während er seines Wegs weiter ging, fiel sein Auge auf die Bank, wo Gerda saß, und als er näher gekommen war, blieb er stehen und nahm den Hut mit den Worten ab:

„Guten Tag, Mamsell Ahrnell; Sie kennen mich gewiß nicht mehr?“

Gerda schaute auf und sah den jungen Mann mit Augen an, welche bewiesen, daß sie sich seiner nicht erinnern konnte.

„Mein Name ist Gustavsson; man hieß mich früher schlecht und recht Calle; vielleicht können Sie sich unter diesem Namen auf mich besinnen.“

Gerda's Angesicht klärte sich auf; sie reichte dem jungen Mann die Hand mit den Worten:

„Ach, nur allzu wohl erinnere ich mich des guten

und freundlichen Calle, welcher zu der Zeit, da wir in demselben Hause wohnten, uns so manches Mal eine hülfreiche Hand bot und immer bereit war, mir und meiner Mutter kleine Dienste zu leisten. — Ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit in jener traurigen Zeit."

Calle stieg das Blut in die Wangen bei dieser Aeußerung des Dankes, welche seinem Herzen wohl that, aber ihn zugleich in Verlegenheit setzte.

Gerda fragte, wie es ihm möglich geworden, sie nach so vielen Jahren wieder zu erkennen. Calle erzählte, er habe sie mehrmals im Laufe der Zeit, wenn sie zu Mamsell Edith kam, gesehen.

Diese Erklärung gab natürlich zu mancherlei Fragen Veranlassung, wie er als Zögling zu Professor Schneider gekommen wäre u. s. w. Calle erzählte in der Kürze, wie dieß zugegangen, und wie er die Hoffnung hege, mit der Zeit Künstler zu werden.

Gerda hörte ihm mit nachdenklicher Miene zu.

Als er mit seinem Gruße sie aus den Gedanken, in welche sie versunken gewesen war, weckte, hatte Gerda an sich selbst die Frage gerichtet, ob sie nicht irgend eine hervorragende Fähigkeit besäße, wodurch sie sich eine unabhängige Stellung im Leben zu schaffen vermöchte. Jetzt sah sie einen geringen Schusterjungen vor sich, welcher in Folge einer bestimmten Naturanlage auf eine schöne Zukunft Hoffnung hatte.

Neun Jahre waren vergangen, seitdem sie zum letzten Mal mit einander gesprochen hatten. Damals lief Calle barfuß herum, sah wie alle andern Lehrjungen aus und bediente sich derselben ungebildeten

Sprache wie diese. Jetzt hatte sie einen jungen Mann vor sich, welcher seine Gedanken in schöne, wohllautende Worte kleidete und sich bewußt war, daß seine Arbeit ihn eines Tags auf einen bemerkbaren Platz im Leben stellen würde.

„Ist es somit nur dem Mann vorbehalten, sich sein Schicksal zu schaffen und durch Arbeiten sich Selbstständigkeit zu erringen?“ dachte Gerda mit einem Seufzer.

Auf der Katharinenkirche schlug es zehn Uhr. Dieß erinnerte Gerda daran, daß sie eine ganze Stunde mit Calle verschwatzt hatte. Sie erhob sich darum sogleich und sagte „Herrn Gustavsson“ Lebewohl.

Calle hatte etwas auf dem Herzen, das ihn noch hinderte, sich sogleich zu entfernen. Er nahm langsam den Hut ab, und als Gerda einige Schritte davon ging, folgte er ihr nach und sagte:

„Ich möchte Mamsell Ahrnell eine Bitte vorlegen, aber ich weiß wirklich nicht, ob ich es wagen darf.“

„Wagen Sie es nur, Herr Gustavsson,“ versicherte Gerda und lächelte dem Jüngling aufmunternd zu.

„Glauben Sie, daß Frau Ahrnell mir erlauben wird, ihr einen Besuch zu machen?“

Calle schaute Gerda mit einer Miene an, welche deutlich zu verstehen gab: „sage nur nicht nein!“ Gerda that es auch nicht, sondern versicherte, daß es ihrer Mutter ein Vergnügen machen würde, ihn zu sehen.

Gerda begab sich sofort zu Pastor Z.; aber hier kam man ihr mit der traurigen Nachricht entgegen,

daß der Pastor seit zwei Tagen schwer erkrankt sei. Sie konnte ihn deßhalb nicht sprechen.

Gerda kehrte somit nach Hause zurück, ohne andern Gewinn von ihrer Promenade, als daß sie zwei Stunden ihrer kostbaren, der Arbeit gewidmeten Zeit vergeudet hatte. Es galt jetzt, den Schaden wieder hereinzubringen.

Die Tage verstrichen, ohne eine weitere Unterbrechung. Gerda und Marianne nähten in einem fort drauf los. Die erstere bemühte sich heiter zu erscheinen, aber es wollte ihr nicht gelingen; die letztere war, wie immer im Herbste, schwach und kränklich, und es geschah wohl, daß wenn sie zwei Tage arbeitete, sie den dritten im Bette zubringen mußte.

Gerda vermochte nicht zu singen und zu lächeln, wenn es ihr ums Herz so wehe war. Sie hatte nicht einmal den Trost, daß sie sich über das, was sie quälte, gegen Jemand aussprechen konnte. Sollte sie mit ihrem Kummer noch einen Stein zu der Bürde der kränklichen Mutter legen, welche bereits so viele Leiden zu tragen hatte? Nein, und tausendmal nein. Konnte sie ihr wohl sagen:

„Dein Mann ist ein Verbrecher, ein Mensch ohne Herz, ohne Ehre und Gewissen. Deines Kindes Vater ist ein Missethäter, und die Kenntniß hievon ist es, was deiner Tochter ihren Frieden geraubt und ihr Glück gehindert hat.“

Gerda mußte somit ihren Kummer in der Tiefe ihres Herzers verschließen. Sie konnte ebenso wenig hinzusetzen:

„Deine Tochter hat einen Mann geliebt, liebt ihn

noch und wird ihn ewig lieben, einen Mann, dessen Gattin sie nicht zu werden wagte, um ihm nicht dasselbe traurige Loos zu bereiten, welches deine Liebe meinem Vater bereitete."

Gerda mußte auch das in ihrem Herzen verbergen und sich wohl in Acht nehmen, ihre Mutter damit zu betrüben; endlich durfte sie ihre Mutter auch nicht mit der Nachricht beunruhigen, daß der Fabrikbesitzer Strömberg ihr seine Hand angeboten habe. Vielleicht war Marianne geneigt, auf ihren Beschluß einzuwirken, und dieß fürchtete Gerda. Sie wußte, daß das Mutterherz sich über die Zukunft der Tochter grämte, und wollte nicht, daß Marianne in dieser Gerda's Gefühle so widerstrebenden Heirath einen Vortheil sehen sollte. Genug, sie mußte zu Allem, was sie quälte, schweigen.

Am fünften Tag nach der Erkrankung von Pastor Z. wurden Marianne und Gerda durch die Trauerbotschaft erschreckt, daß ihr Freund und Beschützer nicht mehr unter der Zahl der Lebenden sich befände. Es war ein harter Schlag für Mutter und Tochter. Sie fühlten nur allzu wohl, daß mit ihm die einzige Stütze, welche sie besaßen, dahin war.

Marianne nahm es sich so sehr zu Herzen, daß sie ein paar Tage krank darnieder lag.

Sie war jetzt wieder auf, und beide saßen eines Abends da und arbeiteten. Draußen regnete und stürmte es. Gerda's Nadel eilte mit unglaublicher Hast vorwärts, und das junge Mädchen erhob nicht einmal eine Viertelssekunde die Augen von der Näherei.

Plötzlich legte Marianne die ihrige bei Seite und sagte:

„Nein, Gerda, so geht es nicht länger, daß wir, Du und ich, Geheimnisse vor einander haben. In den letzten Tagen litt ich allzu viel und muß deßhalb jetzt reden. O, daß wir noch den guten Pastor hätten, um bei ihm uns Raths zu erholen!“

„Geheimnisse!“ wiederholte Gerda und fuhr vom Stuhle auf, als ob sie mit einer Nadel gestochen worden wäre. Ihre Gedanken hatten sich augenblicklich auf den Vater gelenkt.

„Ja, Du willst doch nicht läugnen, daß Du Etwas vor mir verschweigst?“

„Und was sollte das sein?“

Gerda schien plötzlich ungemein kurzsichtig geworden zu sein, so tief beugte sie sich auf ihre Arbeit nieder.

„Gerda, sieh mich an und antworte: was ist zwischen Dir und Strömberg, da Du das letzte Mal dort warest, vorgefallen?“

Marianne faßte die Tochter unter dem Kinn und hob ihr mit sanfter Gewalt den Kopf in die Höhe. Die achtzehnjährigen Wangen waren schneeweiß. Gerda schaute zu der Mutter auf.

„Herr Strömberg begehrte die Hand deiner Gerda,“ erwiederte sie mit fester Stimme, obwohl bebenden Lippen.

„Und warum hast Du mir das verschwiegen?“ fragte Marianne.

„Darum, weil ich allein über mein Schicksal bestimmen wollte, geliebte, theure Mutter.“

Gerda drückte die Hände derselben an ihre Lippen und setzte hinzu:

„Ich fürchtete, da Du wegen meiner Zukunft besorgt bist, möchtest Du . . . .“

„Dich überreden,“ fiel Marianne in vorwurfsvollem Ton ein.

„Das nicht, aber Du möchtest denken, ich sollte alle diese zeitlichen Vortheile, die sich mir darbieten, nicht von der Hand weisen.“

„Ist meine Gerda in Auffassung dessen, was sie für sich beschließen muß, so wankend, daß sie bange hatte, ich könnte sie überreden, im Widerstreit mit ihren Gefühlen zu handeln?“

„Mein Beschluß war schon bei den ersten Worten, die von Strömbergs Lippen kamen, gefaßt. Ich kann seine Gattin nicht werden.“

Die Mutter beugte sich über den kleinen Nähtisch hinüber, legte ihren Arm der Tochter um den Hals und flüsterte, sie auf die Stirne küssend:

„Gott segne Dich für diese Worte. Ich habe diese Tage her, seitdem ich Strömbergs Brief erhielt, in grenzenloser Angst gelebt. Ich fürchtete, Du möchtest seine Hand annehmen, und wollte Dir nichts sagen, obwohl er mich schriftlich bat, ein verständiges Wort mit meiner Tochter zu reden, damit sie das Glück, welches er ihr böte, nicht von sich stoße.“

„Wann hast Du diesen Brief bekommen, Mama?“

„Denselben Tag, da Du bei dem Fabrikherrn warest. Jetzt, Mädchen, will ich mich über den Tod des Pastors zu trösten suchen und wieder gesund werden, da ich weiß, daß Du der Arbeit nicht müde wurdest, sondern lieber emsig damit fortfahren, als deine Freiheit verkaufen und eine Ehe ohne Neigung eingehen willst. Eine Stimme in meinem Innern

sagt mir, daß dein Vater eines Tags zurückkehrt," — Gerda schauderte bei diesen Worten Marianne's — „und dann wird er seine Tochter dafür belohnen, daß sie ein selbstständiges Mädchen gewesen und geblieben ist."

Gerda küßte der Mutter die Hand und nahm ihre Arbeit wieder auf. Es war ihr unmöglich, Marianne anzusehen, so lange sie von dem Vater redete. Sie litt dabei, wenn die Mutter ihr schilderte, wie glücklich sie sein würden, wenn er am Leben wäre und heimkehrte.

Marianne hatte während der verflossenen Jahre die Zeit vergessen, da ihr Mann kalt und lieblos gewesen. Sie erinnerte sich nur noch der Periode Ihrer Ehe, da Liebe und Arbeitsamkeit bei ihnen zu Hause waren.

„O, daß sie sterben möge, unbekannt mit dem Verbrechen, welches er begangen hat," dachte Gerda. „Daß sie diese Illusionen in Bezug auf einen Gatten behalten möge, welcher ihrer hingebenden Liebe niemals werth gewesen ist."

Während Frau Ahrnell die Zukunft in den lichtesten Farben malte und die Träume, welche sie Jahre lang genährt hatte, in Worte kleidete, klopfte es an der Thüre.

Gerda ging, um zu öffnen.

Es war Calle.

Trotz des unangenehmen Wetters hatte der junge Mann den weiten Weg nach der südlichen Vorstadt nicht gescheut, um die Bekanntschaft mit seinen früheren Nachbarsleuten wieder anzuknüpfen.

Frau Ahrnell hieß ihn herzlich willkommen, dankte

ihm für die früheren Dienste und drückte ihm ihre Freude darüber aus, zu erfahren, daß sein Schicksal sich auf eine vortheilhafte Weise gestaltet habe.

Calle blieb den ganzen Abend bei der Wittwe und redete von diesem und jenem, was die beiden Frauen interessiren konnte. Als er mit ihnen ein einfaches Abendbrod zu sich genommen hatte, verabschiedete er sich. Marianne fand großes Wohlgefallen an dem anspruchslosen und doch reichbegabten Jüngling und forderte ihn auf, seinen Besuch bald zu erneuern.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Erlaubniß," erwiederte Calle, „denn seitdem Mamsell Edith und des Professors Tochter vor einem Jahre nach der Schweiz gereist sind, um dort einen längern Aufenthalt zu nehmen, habe ich Niemand mehr, zu dem ich gehen könnte, um eine freie Stunde zu verplaudern und meine Gedanken auszutauschen. Ich sehnte mich bisher sehr nach Mamsell Edith; das wird aber sicherlich nicht mehr der Fall sein, nachdem mir von Ihnen, Frau Ahrnell, gestattet worden ist, meinen Besuch zu erneuern."

Calle's Auftreten hatte Gerda aus der peinlichen Verlegenheit geholfen, worin sie sich befand, so lang die Mutter von dem Vater redete; aber dieß war nicht das einzige Gute, was Calle's Besuch mit sich brachte. Er hatte in der Unterhaltung mit ihnen von einer Dame gesprochen, welche zu dem Professor ging und bei ihm das Modelliren von Medaillen lernte. Gerda's leichterregliche Phantasie wurde dadurch auf die Möglichkeit geleitet, daß auch sie etwas dergleichen lernen könnte. Wenn sie zum Beispiel

sich auf das Holzschneiden verlegte. Sie umfaßte mit großer Begierde diese Vorstellung und malte sich sogleich die Zukunft in andern Farben aus, als dieselbe bisher gehabt hatte.

Die Hoffnung flüsterte ihr zu, daß sie gewiß die Fähigkeit zu einer Arbeit dieser Art besitze, und das ihrem Alter eigene Selbstvertrauen stellte ihr eine solche Vermuthung sogleich im Lichte der Gewißheit dar.

Sie schlief diesen Abend unter dem festen Entschlusse ein, mit Calle über die Erlernung von irgend etwas, das ihr zu ökonomischer Unabhängigkeit verhelfen könnte, sich zu berathschlagen.

„Arbeit ist Ehre, Arbeit ist Glück, Arbeit ist Selbstständigkeit," dachte Gerda. „Die Arbeit wird mich vergessen lassen, was ich von des Lebens höchster Glückseligkeit eingebüßt habe; die Arbeit soll mich mit dem verbrecherischen Thun des Urhebers meiner Tage versöhnen, denn sie wird mich vor der Nothwendigkeit bewahren, etwas von ihm anzunehmen.

XV.

Die acht Tage, welche Strömberg Gerda als Bedenkzeit gegeben hatte, waren verflossen.

Das arme Mädchen schrieb nun dem reichen Mann einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrter Herr!

„In dem vollen Bewußtsein davon, daß wir, ich und meine Mutter, in großer Verpflichtung bei Ihnen stehen, ergreife ich die Feder, um Ihrem

Wunsche gemäß Ihnen auf das für mich schmeichelhafte Anerbieten Ihrer Hand eine Antwort zu geben.

„Wenn ich nicht während meines Aufenthals in England Ihre Handlungsweise und Ihr Zartgefühl hochachten gelernt hätte, würde ich mich heute sehr muthlos fühlen; aber der Mann, welcher mir so viel Theilnahme und Güte bewiesen hat, wird mir nicht zürnen, wenn ich ihm ehrlich und aufrichtig sage, daß ich seine Frau nicht werden kann.

„Ich würde mit meiner Gemüthsart und meinem Charakter eine schlechte Gattin werden, im Fall ich mich ohne Liebe verheirathete, und will niemals Pflichten übernehmen, von welchen ich fühle, daß ich sie nicht erfüllen kann.

„So dankbar ich für Ihr Anerbieten bin, so fest ist mein Entschluß, es nicht anzunehmen, und ich bitte Sie, ohne Unwillen und wo möglich in Güte zu gedenken

Ihrer stets erkenntlichen
Gerda Ahrnell.“

Der Fabrikherr trank seinen Morgenkaffee, als man ihm diesen Brief übergab. Er las ihn zweimal durch und faltete ihn dann langsam mit einer Miene zusammen, welche alles Andere nur nicht Wohlwollen und Güte ausdrückte.

Er legte denselben auf den Tisch und ließ die Hand darauf ruhen, während er murmelte:

„Thörichtes Mädchen, wenn Du glaubst, daß dein Wille für einen Mann von meinem Charakter etwas zu bedeuten habe. Ich bin edelmüthig gegen dich gewesen, aber weßhalb? Nun, weil ich dich liebte, weil ich von dem ersten Augenblicke an, da ich dich

an deinem Fenster sitzen und arbeiten sah, beschloß, daß du mir gehören solltest. Du glaubst vielleicht, daß Bitten, schöne Worte und hübsche Phrasen auf mich wirken werden? Du irrst dich; für mich gelten nur meine eigenen Wünsche und deren Befriedigung. Also, willst du kämpfen, so sei auf deiner Hut, denn meine Waffen sind gefährlich und der Art, daß sie dich unbedingt vernichten werden; dich, ein armes Kind, ohne Freund, ohne Beschützer, ohne irgend einen Vertheidiger, nur eine gebrechliche Mutter zur Seite. Der Ausgang des Kampfes zwischen uns ist bereits entschieden, ehe wir denselben eröffnen."

Er stand auf, ging an den Schreibtisch, legte sich Briefpapier zurecht und schrieb folgende Zeilen:

„In gebührender Rücksicht auf die Motive, welche Ihnen eine abschlägige Antwort diktirten, habe ich für meine eigene Person keine Bitte mehr an Sie zu richten, muß Sie aber dessen ungeachtet ersuchen, daß Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, heute mit Frau Holm und Elise zu Mittag zu speisen. Ich selbst werde nicht zugegen sein, hoffe aber, noch ehe ich ausgehe, Ihnen meine Hochachtung bezeugen zu können.

Pehr Strömberg."

Der Diener erhielt Befehl, dieses Billet Mamsell Ahrnell zu überbringen und es nur in deren eigene Hände abzugeben.

Als Gerda in den Salon trat, fand sie dort den Fabrikbesitzer Strömberg ganz allein. Sie fühlte sich bei seinem Anblick beklemmt; und als er ihr ganz artig entgegenkam und sie in den kleinen Salon einzutreten bat, schwebte es Gerda wie eine bestimmte Ahnung vor, daß das bevorstehende Gespräch nicht

angenehmer Natur sein würde. Es lag Etwas in Strömbergs Augen, das eine allzu auffallende Aehnlichkeit mit dem Ausdruck einer auf ihren Raub lauernden Katze hatte, als daß es Vertrauen einflößen konnte.

„Ich muß Sie bitten, Mamsell Ahrnell, mir einige Augenblicke zu schenken," sprach Strömberg, indem er Gerda hineingeleitete. „Es geschieht aus Anlaß Ihres kurzen Schreibens an mich."

Er schob Gerda einen Stuhl hin, blieb aber selbst, die Hand auf den Tisch vor dem Sopha stützend, stehen.

„Sie weisen," nahm er das Wort, „das Anerbieten meiner Hand zurück, und obwohl ich allzu große Achtung vor den Motiven Ihrer Weigerung hege, wage ich doch die Frage an Sie zu stellen, ob Sie dabei wirklich klug gegen sich selbst und Ihre nächste Anverwandte gehandelt haben. Ich will nicht von Ihrer Mutter reden, sondern Sie blos erinnern, daß der Mann, welcher noch diesen Augenblick Ihr Freund ist, Ihnen, im Fall er umschlüge, ein furchtbarer Feind werden kann. Wer, glauben Sie, würde alsdann von meinem Zorn getroffen werden? — Nun, derjenige, welcher der Urheber Ihrer Tage ist und welchen ich in meiner Hand habe. Ein Wort von mir, und der Mann ist für sein ganzes Leben dem Gesetz verfallen. Er hat sich nicht nur der Bigamie schuldig gemacht, was leicht zu beweisen ist, sondern auch in der Nacht vor seiner Abreise aus Schweden durch Mord an dem Kämmerer Hengel, einem wehrlosen Greise, sich des Geldes von demselben bemächtigt und ist damit aus dem Vaterlande entwichen. In Westindien begann er ein neues Leben, während

ein armer Matrose, an dem Mord und Diebstahl vollkommen unschuldig, deßhalb eingekerkert und in Anklagestand versetzt wurde."

Gerda saß wie versteinert da und starrte, die Hände fest zusammendrückend, vor sich hin.

„Glauben Sie nun gegen denjenigen, welcher dieß Alles von Ihrem Vater weiß, recht zu handeln, wenn Sie ihm Ihre Hand verweigern und ihn gleichsam zwingen, sich der Waffen, welche er besitzt, zu bedienen, um einen Elenden zur Rechenschaft zu ziehen, welcher lang genug ungestraft von dem Gesetz geblieben ist?"

„Herr Strömberg," sagte Gerda, indem sie nicht mit einem bittenden, sondern festen Blick zu ihm aufsah, „Sie können mich doch nicht durch Bedrohung meines Vaters zwingen, Ihnen meine Hand zu reichen."

„Ich kann nicht, und wer wollte mich daran hindern?"

„Das Bewußtsein, daß Sie sich alsdann einer Grausamkeit schuldig machten."

„Ich bitte Sie, Gerda, merken Sie sich meine Worte recht genau: ich kann edelmüthig und sogar hochherzig sein, aber nicht auf Kosten meines eigenen Glücks. Dieses letztere ist von Ihnen unzertrennbar. Weigern Sie sich, meine Frau zu werden, so kann und werde ich Ihnen das nie verzeihen, und Sie haben dann, was die Folgen sein mögen, sich selbst zuzuschreiben."

„Ich wünschte eine solche Gemüthsart zu haben, daß sie sich beugen ließe," erwiederte Gerda aufstehend. — „Herr Strömberg, ich kann nicht Ihre Gattin werden, und im Bewußtsein, recht zu handeln,

erkläre ich Ihnen dieses und vertraue mich Gottes Hand an. Mein unglücklicher Vater ist nicht in Schweden, das Verbrechen, das er begangen hat, stellt ihn unter schwedisches Gesetz, und er ist jetzt in England, wo er einen andern Namen trägt und somit von der Strafe des Gesetzes nicht getroffen werden kann. Daß er in Schweden eine Frau hat und dessen ungeachtet in Westindien eine Ehe einging, ist allerdinds wahr, aber etwas, wofür der Beweis niemals geführt werden kann, da meine Mutter ihre gesetzlichen Ansprüche niemals geltend machen wird. Das Nein derselben auf die Frage, ob Herr Bernard ihr Mann sei, hat gerade so viel zu bedeuten, als das Ja von Ihnen. Mein Vater wird somit für das, was er gefrevelt hat, durch Sie nicht gestraft; davon habe ich mich genau unterrichtet, und seine Tochter kann für denselben das von Ihnen geforderte Opfer nicht bringen. Wenn er ein hochgesinnter und unglücklicher Mann wäre, würde ich es gethan haben."

Strömberg hatte auf Gerda's Jugend und Unkenntniß gerechnet. Er hatte es für etwas Leichtes gehalten, sie mittelst des Schreckens zur Nachgiebigkeit zwingen zu können, fand aber jetzt mit wahrem Erstaunen, daß das junge Mädchen ihre gegenseitige Stellung vollkommen richtig beurtheilte und auffaßte, oder vielmehr erkannte, wie wenig Gewalt er in Wirklichkeit über sie besaß.

Er fühlte sich auch im ersten Augenblick mehr überrascht als gereizt und konnte nicht umhin, sich darüber zu verwundern, daß Gerda, deren ganzes Aeußere etwas so Mildes und Demüthiges verrieth, diese ruhige und feste Haltung annehmen konnte.

„Ist dieß Ihr unabänderlicher Beschluß?“ fragte der Fabrikbesitzer.

„Ja.“

„In diesem Fall, Mamsell Ahrnell, gibt es Kampf zwischen uns. Wir werden ja sehen, wer von beiden der Verlierende ist. Erinnern Sie sich, daß ich Sie vor den Waffen gewarnt habe, die ich gebrauchen werde.“

„Herr Strömberg, wenn man für eine ungerechte Sache streitet und dabei sich unedler Waffen bedient, kann man nicht auf Sieg hoffen. Ich bin jedoch bereit, mich Ihrem Angriff zu stellen und hege die Ueberzeugung, daß Gott mich beschützen wird.“

„Wir wollen sehen. Ich werde Sie jetzt verlassen. Ich hoffe, Sie werden sich nicht weigern, mit Elise zu Mittag zu essen und dadurch dem armen Kinde, welches an Ihnen hängt, die Gunst zu erzeigen, noch einen halben Tag mit ihm zusammenzusein. Morgen werde ich sie in eine Pension bringen. Was zwischen Ihnen und mir vorgefallen ist, braucht Sie nicht gegen meine Tochter zu verstimmen. Sie sind sicherlich allzu gut, um Groll gegen ein Kind deßhalb zu hegen, weil der Vater Ihr Feind ist.“

„Ich bin Niemands Feind,“ antwortete Gerda sanft, „und die kleine Elise werde ich stets lieb behalten.“

Der Fabrikbesitzer schaute Gerda mit einem langen Blick an, und murmelte dann:

„Es wäre für uns alle ein Glück gewesen, wenn Sie keinen so halsstarrigen Charakter hätten.“

Er verließ hastigen Schrittes den Salon, und

Gerda warf sich in den Fauteuil zurück, indem sie flüsterte:

„O mein Gott! Es war also nicht blos eine düstere Ahnung, sondern schreckliche Gewißheit, daß meiner Mutter Gatte mein Vater einen Mord begangen hat."

Einige Minuten vergingen; darauf kam die kleine Elise hereingesprungen und warf sich Gerda an den Hals.



